NORDISCHE ZEITUNG

Die Stimme des Artglaubens

Im Einsatz für

- Lebensschutz, insbesondere Überleben unserer Art
- Erhaltung des nordischen Kulturerbes und Förderung einer wesensgemäßen Kultur
- Verwirklichung einer sinnerfüllten Lebensgestaltung



Inhaltsverzeichnis

Impressum

Die NORDISCHE ZEITUNG ist die Stimme des Artglaubens. Sie wird von der Artgemeinschaft – Germanische Glaubens-Gemeinschaft wesensgemäßer Lebensgestaltung e.V., Postfach 55709, 22567 Hamburg, herausgegeben und verlegt und erscheint vierteljährlich.

Menschen unserer Art, die Beiträge zur Entwicklung nordischer Anschauungen auf religiösem, weltanschaulichem, kulturellem, erzieherischem, gemeinschaftsbildendem, künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiet geben wollen, steht sie zur Verfügung.

Dabei müssen namentlich gekennzeichnete Beiträge nicht in jedem Falle mit der Auffassung der Schriftleitung oder der Leitung der Artgemeinschaft übereinstimmen.

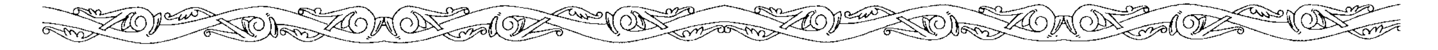
Schriftleiter und verantwortlich für den Inhalt, soweit Beiträge namentlich nicht gekennzeichnet sind: Jürgen Rieger, Auguste-Baur-Str. 22, 22587 Hamburg. Namentlich gekennzeichnete Artikel verantworten die Verfasser.

Zahlungen auf das Konto: Die Artgemeinschaft, Postbankkonto 5 28 51-104 Berlin (BLZ 100 100 10). Aus dem postalischen Ausland: unter Angabe des €-Betrages mit Auslandspostüberweisung oder Scheck, spesenfrei für den Empfänger.

Die von der Artgemeinschaft – Germanische Glaubensgemeinschaft wesensgemäßer Lebensgestaltung e.V. verwendete Form der Irminsul ist registerrechtlich geschützt und darf nur von Mitgliedern der Artgemeinschaft verwendet werden.

Wir setzen an den Beginn unserer Jahreszählung nicht die Geburt eines Christus, von dem niemand weiß, ob und ggf. wann er geboren wurde, sondern die Hochblüte des Gestirnheiligtums Stonehenge.

Bezugsgebühr 18,– € jährlich, für Mitglieder und Förderer im Jahresbeitrag enthalten. Bestellungen für nur ein Jahr gelten als automatisch um ein weiteres Jahr verlängert, wenn nicht bis zum 31. 12. gekündigt wird. Wenn innerhalb eines Jahres bestellt wird, werden die bereits erschienenen Hefte nachgeliefert; die Bestellungen gelten immer für ein Kalenderjahr.



Beilagenhinweis: Einer Teilauflage liegen Mitteilungen der Leitung und die Einladung zum Gemeinschaftstag bei.

Umschlagbild: Thor und die Riesen, Gemälde von M. E. Winge, Leinwand, um 3690 n. St. (Nationalmuseum Stockholm).

Die Götter Germaniens

Wenn wir nach den Göttern Deutschlands suchen, so werden wir nur wenige Anhaltspunkte hier finden. Es hat sich die Gottheit eines gänzlich anderen Kulturkreises einen Teil Germaniens sehr frühe erobert und hat diesen Teil Germaniens in Verbindung mit anderen wirkenden Ursachen zu Deutschland gemacht. Indem die Bildungsstufe „gemeingermanisch“ bei uns erlosch, entweichend nach Norden, und die Bildungsstufe „deutsch“ begann, war davon auch die Götterwelt betroffen. Eine Zeitlang lebte sie weiter im Volksglauben. Aber schon über tausend Jahre wirkt das Christentum prägend auf den deutschen Volksglauben ein, nicht mehr das Heidentum[1].

Daß jedoch die hauptsächlich nur nordgermanisch bezeugte Götterwelt und das nordgermanische Weltbild in den großen und in vielen kleinen Zügen einst auch Besitz Südgermaniens war: mit dieser Annahme wird man heute getrost zur älteren Anschauungsweise zurückkehren dürfen. Denn wo nur immer einmal die stark verschütteten südgermanischen Quellen fließen, da werden sie auch sofort durch die nordischen Zeugnisse bis ins Unwesentliche hinein bestätigt und unterstützt. Ich nene rasch das Wichtigste in kurzen Formeln: *Wodan* und *Frigg* nicht nur einzeln, sondern in den der bekannten ehelichen Verbindung im Norden wie bei Paulus Diaconus. *Friggs* Bild in überraschender Weise schon südgermanisch. Ihr Sohn *Balder* mit den Eltern im Kreise besorgter Götter: nur die Torheit, in die sich einst heut unbegreiflicher Überkritizismus überschlug, konnte am Balder des zweiten Merseburger Zauberspruches irre gehen. Aber wer würde *Fulla*, die scheinbar so nebensächliche Schwester und Zofe der Frigg, aus dem Nordischen auch fürs Südgermanische zu erschließen wagen, wenn nicht eben dieser Merseburger Zauberspruch wäre? Oder *Njörd*, wenn nicht die Taciteische *Nerthus* wäre? *Tyr = Teiwas*, lebendig im Süden noch zur Zeit der Wochentagsnamengebung, ist jetzt schon aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. für Südgermanien durch die Inschrift von Negau bezeugt[2]. Die Verbindung von *Logathore* = Lodurr, der Langform des Kurznamens Loki, und *Vigithonar* = Vingthorr mit Wodan auf der Nordendorfer Spange[3] läßt Außerordentliches im gemeinsamen religiösen Besitz vermuten. Die Worte, Gleichungen und Sachen *Yngwi = Ingwaz* im Namen der nach ihm benannten Amphiktyonie, *Ingunar-Freyr*, der ingwäonische Herr; *Forseti = Fosete; Hludana = Hlodyn; idisi = disir; fairguni = Fjörgynn; irmin = iörmun; Fessel = hain*[4]*; Muspilli; Mittilagart; Erde und Oberhimmel;* Yggdrasil und die Vorstellung von der Irminsul (universalis columna quasi sustinens omnia, Rudolf von Fulda), altsächs. *reganogiscapu* vgl. altnord. *ragnarök* und mindestens der *Name*, wenn auch nicht die Figur *Aurvandill = Orendel* kommen hinzu. Einiges von all diesem reicht, wie man sieht, bis weit über die Völkerwanderung hinab. Aus den gedeckten Einzelheiten dürfen wir getrost auf das ungedeckte Ganze schließen. Diese sonderbaren Relikttrümmer des Südens beweisen, daß die geschlossene mythologische Landschaft des Nordens einst bis zu uns gereicht hat. Allgemeine Erwägungen und Schlüsse aus anderen Gebieten, denen zufolge wir überhaupt in weitem Maße die nordgermanische Kultur als ein Echo und Spiegelbild schon vergangener südgermanischer auffassen dürfen, kommen hinzu. Norwegen war nicht sehr schöpferisch; daß sich *Island* noch neue *Götter*gestalten schuf, ist unwahrscheinlich. Das Gemeinskandinavische reicht mit tausend Maschen in das Gemeingermanische hinein. Die Götterwelt des Nordens war einst auch die unsrige, als wir uns noch nicht aus dem gemeingermanischen Kulturkreis losgelöst hatten. Wir werden sehen, daß es eine gemeingermanische aristokratisch-idealistische Hochreligion gegeben hat, die uns längst nicht so unbegreifbar bleibt, wie die Skeptiker gewöhnlich meinen.

Aber nicht mehr die Naturkräfte und urmythich-kosmischen Bezüge, die in den Göttergestalten sich etwa symbolisieren, werden den Philologen von heute in erster Linie berühren, sondern die menschlichen, die ideellen, die *geistigen* Kräfte. Die Ideen, die die Namen germanischer Götter tragen, die seelischen Antriebskräfte, Willensziele und Lebensideale, die in göttlicher Gestalt verehrt werden, die menschlichen Lebensformen, Seinsweisen, Interessensphären, erfüllten oder unerfüllten Wünsche, die unter diesem oder jenem Namen vergöttlicht sind, zu erkennen, muß das Geschäft des Germanisten sein, damit er die Ergebnisse der dürftigen dichterischen und kunsthandwerklichen Denkmäler in etwas ergänze und die Wissenschaft vom germanischen Menschen vermehre. Eine Untersuchung de natura deorum Germaniae muß zuletzt zu einer Untersuchung de natura deorum Germanorum werden, so wie einst Ciceros „De natura deorum“ zu einem Stück antiker Geistesgeschichte geworden ist. „Der Mensch schafft sich seine Götter nach seinem Bilde“: so hieß einst die positivistische Wendung des Satzes: „In seinen Göttern spiegelt sich der Mensch“. Tiefer wäre vielleicht die Formulierung, daß die göttlichen Mächte, dereinst dem Geheimnis des magischen Weltbildes entsprungen, ihren Völkern stets diejenigen Ideale vorleben, deren sie auf ihrer jeweiligen Bildungsstufe bedürfen, um zu der Form sich lebend zu entwickeln, die ihnen vom Schicksal geprägt worden ist. In jenen allegorischen Erklärungen der Götter und ihrer Taten indessen aus gutem oder schlechtem Wetter verriet sich eine Zeit, die sich ein schöpferisches, bildhaftes Denken der Menschen nicht mehr vorstellen konnte. In Wirklichkeit schuf damals ein starkes Geschlecht weit über sich selbst hinaus, und sich steigernd, wiederholte es sich selbst in seinen Göttern.

Die Götter Epikurs

Aus den Äußerungen, die Citero in „De natura deorum“ seinem Epikureer Vellejus über die antiken Götter in den Mund legt, ergibt sich, wenn man sie zusammenzieht, etwa folgende Vorstellung von diesen[5]:

Die Götter sind ewig und glückselig. Sie tragen zwar menschliche Gestalt, weil keine Form schöner ist als die menschliche, indessen ist ihre Gestalt nicht körperlich, sondern nur gleichsam körperlich, ihr Blut nur gleichsam Blut. Ihr Leben verbringen sie in glückseligster Weise in allem nur erdenkbaren Überfluß, ohne Zorn, ohne Zuneigung, denn alles, was von Zorn oder Zuneigung ergriffen wird, ist unvollkommen. Sie tun nichts, sie leben in ewiger Ruhe der Seele, denn ohne Ruhe der Seele gibt es nicht Freiheit, nicht Glück. Sie sind in keine Geschäfte verwickelt, sie glühen nicht von Wollust, sie führen nicht Krieg, sie hassen einander nicht, sie jammern nicht, sie klagen nicht, sie erfreuen sich nur ihrer Weisheit und Tugend. Sie sind nicht wie jene geplagten Götter, die ohne Unterlaß sich um die Himmelsachse drehen, die Welt regieren, den Lauf der Gestirne, die Jahreszeiten, den Wechsel und die Ordnung der Dinge erhalten, für Meer, Erde, Menschen sorgen, in lästige und mühsame Geschäfte verwickelt. Die Welt? Die Welt ist von der Natur selbst geschaffen, ohne besondere Hilfsmittel und ganz leicht. Dazu benötigte sie keinen deus ex machina wie jene jämmerlichen Theaterdichter. Was glückselig und unsterblich ist, hat keine Arbeit und macht niemandem Arbeit. Quod beatum et immortale est, id nec habet nec exhibet cuiquam negotium.

Man sieht schnell, wie mit solchen Vorstellungen die idealisierte Lebensform

des epikureischen Philosophen selbst in den Himmel versetzt ist. Lust, nicht Tätigkeit, ist das höchste ethische Prinzip. Untätig sind die vollkommenen Götter, ein schöner Luxus der Welt, denn alle Tätigkeit entspringt nur einem Mangel, einem Bedürfnis, einer Unvollkommenheit.

Demgegenüber leben die Götter Germaniens ein tätiges, lebenerfülltes Edelingsideal in einer Welt, die ihrer bedarf. Unser Cicero, Snorri, hat leider versäumt, seinen Sprecher, den ‚Hohen' in der ‚Gylfaginning', rasch etwa folgende Züge zusammenstellen zu lassen:

Natürlich sind die Götter den vitalen Funktionen unterworfen; Gestalt ist hier körperlich und Blut ist Blut: sie atmen, essen, trinken, schlafen, lachen, weinen, werden geboren und sterben sogar – nicht den Tod Balders meine ich jetzt, der dereinst wieder aufersteht, sondern den völligen unerbittlichen Tod am Ende der Weltperiode. Sie sind, wie rechte Fürsten, ewig unterwegs, sie reiten oder fahren; sie gehen zum Thing, wo sie auf ihren Gerichtsstühlen sitzen und raten und dichten; sie reiten zu kriegerischen oder Liebesabenteuern. Sie obliegen der Jagd und dem Fischfang, sie brauen Bier und berauschen sich gern. Sie sitzen bei Trunk in ihren Hallen beisammen und reden über ihr Tagewerk, ihre Waffen, ihre Tapferkeit. Störenfriede jagen sie hinaus in den Wald, der niemals sehr weit von der Halle ist, dann setzen sie sich wieder zum Trunk. Schwerter, Rosse, Ringe sind ihre kostbarsten Güter, Helme und Brünnen tragen sie gern. Sie schließen Blutsbrüderschaften. Sie haben ihre Diener. Sie können in Schwermut verfallen, z. B. aus Liebespein. Sie spielen Brett. Sie schmieden sich Waffen und Handwerkszeug. Sie befragen die Lose, z. B. wo es noch Essen gebe, wenn sie ihre eigenen Vorräte aufgezehrt haben und einmal zu bequem sind, von neuem jagen zu gehen. Ja – und hier vergißt sich gleichsam der Glaube – sie sind so vollkommen menschlich gedacht, daß sie Tempel haben in ihren Gehöften, selber Priester sind und Opfer vollziehen. Wem?: – dürfen wir nicht fragen, sondern nur: warum? Warum haben sie Tempel und opfern und sind Priester zugleich? Und wenn man hier nicht ganz letzte und tiefste Opferauffassungen und religionswissenschaftliche Hintergründe annehmen will, wozu keine Veranlassung vorliegt, kann die Antwort lauten: Weil die *menschlichen* Edeling und Häuptlinge dies Amt zu ihren Obliegenheiten zählten. Zur Vervollständigung ihres Bildes also! Und weil sie so durchaus Menschen sind, diese Götter Germaniens, Doppelgänger unserer eigenen Vorfahren, deshalb tragen ihre Geschichten jenen heiteren, menschlich ausgelassenen Charakter, der desto auffallender ist, als der Rahmen des Ganzen so tieftragisch und voll Untergangsstimmung erscheint.

Vergleichend mögen wir erkennen, daß ganz *grundsätzlich* kein Unterschied besteht zwischen den Göttern Epikurs und den Göttern Germaniens in bezug auf ihren ideal-anthropomorphen Charakter. Nur in Grad und Art der Kultur liegt hier der Unterschied. Dort schon die Lebensform des epikureischen Philosophen – hier, kaum vergleichbar, noch die Lebensform kriegerischer Bauernedelinge. Gingen wir, wie wir eigentlich sollten, von den Göttern Epikurs zurück zu den Göttern Homers, so würden auch die Lebensformen, infolge ähnlicherer Kulturlage, bekanntermaßen, äußerlich wenigstens, gleicher werden, und bei anderen früheren außerhomerischen griechischen Komplexen möchte sich die Gleichheit womöglich noch erhöhen. Innerlich freilich offenbart sich schon hier ein tiefer Unterschied.



Brakteat von Trollhättan, Tyr darstellend.

Denn schon bei Homer sind die Götter die Selig-Vollkommenen, die in der ewigen Herrlichkeit ihres Göttersaales hoch über den Menschen leben, unberührt von deren Dürftigkeit und Leid. Schon bei Homer lassen sie sich ihre „Seligkeit nicht trüben durch allzu ernstliche Teilnahme am Menschen und seiner Qual", wie Otto sagt[6]. Denn die Menschen sind gar arme hilflose Geschöpfe, für die es keine Rettung gibt gegen Alter und Tod. Schon hier ist die Gottheit im Gegensatz zu anderen Religionen nicht ernstlich beschäftigt mit dem lebenden Menschen und seiner Not, und der Gang der Welt ist vorbestimmt durch die Moira, welche die Götter selbst nicht berührt. Sie stehen außerhalb der Welt und jenseits der Moira. Die Vorstellung von der ungestörten Vollkommenheit der Götter lag also, wie es scheint, schon vorgebildet vor Epikur im griechischen Geist, dem sie offenbar entspricht. Sie führt, wie wir sehen werden, zu einer noch völligeren Trennung der Gottheit vom Menschen nach seinem *Tode*. „Eins ist der Menschen, ein andres der Götter Geschlecht" sagt Pindar; „das eine ist gar nichts, ewig fest aber bleibt die Burg des ehernen Himmels". Die orphische Religion und esoterische Mysterienreligionen mögen sich in diesen Punkten freilich gänzlich anders verhalten als die olympische Religion. Uns interessiert hier nur diese.

So tiefe Kluft trennt freilich die Götter Germaniens von *ihren* Menschen nicht. Sie sind *eines* Geschlechts und im Werte einander mehr angeglichen. Hier steht die Gottheit, weniger vollkommen gedacht, nicht außerhalb der Welt, sondern auch sie unterliegt wie der Mensch ihrem Schicksal, und mit dem Tode des Menschen erhöht sich, worauf wir noch kommen, beider Wesen Zusammengehörigkeit. Hier nähert sich germanisches mehr dem christlichen Empfinden im Zusammengehörigkeitsgefühl von Mensch und Gott. In sváso god „unsere ganz eigenen, unsere lieben Götter" sagt der Germane, wie er vom Freund, dem Bruder vom Gefolgsgenossen, ja vom eigenen Kinde sagt[7] und wie dann der deutsche Christ wieder vom „lieben Gott", vom „lieben Herrn Jesus", von der „lieben Maria", vom „lieben Kaiser", vom „lieben Kinde" spricht[8]. Es ist die Verbundenheit von Fürst und Gefolgsmann, in der sich der Germane zur Gottheit sieht, welche er nicht für vollkommener und nur für relativ mächtiger als seinen eigenen Fürsten hält. Gleichsam wie aus dem jahrhundertelangen schöpferisch-prägenden Erlebnis der Völkerwanderung heraus, die Führer und Gefolgschaft nach heroischer Laufbahn früher oder später untrennbar dem *gemeinsamen Untergang* entgegenführte, so ist dies heroisch-tragische Erlebnisprinzip für Mensch und Gottheit aufs Weltganze bezogen und zur Grundlage des Weltbildes gemacht. Dem Griechen aber leben die olympischen Götter entfernt und *unzerstörbar* in olympischer Höhe und Geschiedenheit.

Gewiß, es fehlt den germanischen Göttern die Atmosphäre von Amt, Gesetz, Schrift und bürgerlich-festlich geregeltem Jahr; *Stadtkultur* haben die germanischen Götter nicht mehr erlebt, sie zogen nicht mehr als Bürger in das gastliche Tor einer ihnen geweihten Polis ein. Ihr geistiger Raum ist noch der Großbauernhof und die Fürstenhalle. In den Händen von Hausvätern und Jarlen treffen wir sie, die nebenbei ihre eigenen Priester sind, noch nicht in den Händen von Druiden, fester und ausschließlicher Priesterkasten oder von

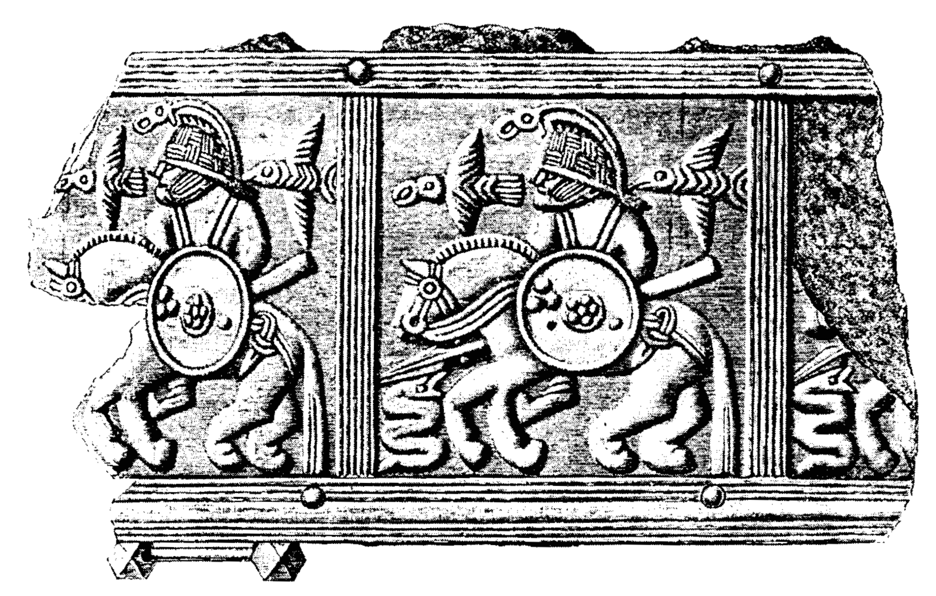
Literaten, Philosophen, bildenden Künstlern. So wird uns ihre Schönheit und Plastizität nicht vor Augen geführt. Daß sie in der Vorstellung gleichwohl bestand, lehrt die mehrfach vorhandene Figur des geliebten schönen Götterjünglings. Aus tiefer Frühzeit teilt uns schon Vellejus Paterculus (2, 107) jene Äußerung eines alten Semnonen mit, der am Ufer der Elbe den Imperator Tiberius in seiner cäsarischen Pracht erblickte und sich staunend mit dem Ruf entfernte Hodie vidi deos, „Heut hab' ich, o Cäsar, die Götter gesehen" – weil seine Vorstelung von der Gottheit so stolz, waffengeschmückt und schön bereits war. Und Jahrhunderte später berichtet die Landnáma (cap. 207) von den Hjaltisöhnen: als sie zum Thing kamen, waren sie so schön gekleidet, daß die Leute dachten, die Asen wären gekommen, at aesir vaeri komnir[9]. Oft ist, wie bei Heimdall, die göttliche Erscheinung ein Gemälde von Weiß und Gold. Leuchtender Glanz geht von ihr aus, „schimmernd" ist ein Götterepithet, Ruhm und Schönheit werden immer betont.

Freilich, wenn Poseidonios von Apameia als Lebensprinzip der nordeuropäischen Völker den thymos erkennt, jene ganz seelische Religion von „starken und wilden Kräften, deren Tugend, Pracht, Instinkte und Gefährlichkeit", wie Reinhardt sagt, „der Ethiker als Energien des bloßen Zornes kennt", so bewähren solchen thymos natürlich die *Götter* der nordeuropäischen Völker, als deren summierte Kräfte, erst recht. Man mag des prächtigen und gefährlichen Asenzorns gedenken, wie er Thor, wie er Freyja ergreift.

Nur in der jüngeren Ersacheinungsform Wodans gestaltet sich das Prinzip der Südvölker, der logos, mehr und mehr aus, so daß der Mythos erzählen kann, Odin habe ihn dem toten Sohn noch ins Ohr geraunt. Eine reine Poliskultur hätte die Götter Germaniens genau so gezähmt wie die Olympischen. Die *Dämonenstufe* an sich liegt hinter den Göttern Germaniens freilich nicht anders wie hinter den Olympischen weit zurück.

Keine Dämonen

Die Dämonen sind noch als primitive Horde gedacht, ihnen fehlt der persönliche Charakter, aber die Götter Germaniens sind Individualitäten bereits mit bestimmten Funktionen, die die Dämonen nicht haben, mit einer Arbeitsteilung in der Weltgeschichte nach dem Abbild menschlicher Ordnung. Die Dämonen gehen noch nackt, zottig, tierhaft; die Götter gehen bekleidet, wehrhaft, jagdmäßig, sportsmäßig gerüstet einher.



Rekonstruktion des Zierplättchens auf dem Helm von Vendel, Wodan darstellend.

Die Dämonen brechen aus der Wildnis der Natur hervor, sie wirken inmitten der irdischen Welt und inmitten der Menschen; die Götter kommen aus ihren Hallen und Gehöften in entrückten Regionen, die ihre eigentliche Heimat sind, wenngleich noch sichtbar wird, daß Asgard zunächst nicht im Himmel, sondern irgendwo auf der Erde lag – ein Gehöft auf einer Höhe, wie eines Jarls Gehöft gern etwas höher gelagert ist über der unter ihm siedelnden Gemeinschaft. Dahinein aber glitt die Vorstellung von Asgard als himmlischer Götterburg – auch bei den Südgermanen.

Die Dämonen sind visionär geschaut, versc hwommen, vielgestaltig, miß- und mischgestaltig, wandelbar, gräßlich, verstümmelt, alle Maße der Phantasie durchmessend, energisch in ihrer Funktion, scharf zufassend, selbst unfaßlich, leibhaftige Kollektivvorstellungen; sie scheinen immer wieder zurückzusinken in die Natur und den Boden, der sie ewig wieder erzeugt. Sie sind unberechenbar böse oder kindlich gut, oft beides zugleich, und sie sind stets so mißtrauisch, tückisch, beschränkt und dumm wie der primitive Geist, dessen Welt sie füllen[10].

Die Götter Germaniens tragen vielleicht ein paar der dämonisch-verführerischen Züge mehr noch an sich als die Olympischen, denn die Natur ist verführerischer als die Stadt und bleibt dem Dämonischen näher. Aber im allgemeinen sind auch sie durchaus schon plastisch gesehen, scharf umrissen, eingestaltig, unwandelbar, weniger energisch zufassend, faßlich und berechenbar. Wodan hat seine mystischen Fähigkeiten und seine Verwandlungskunft, seine „ärgerliche Zauberei", wie Snorri sagt, weniger mit den Dämonen als mit Zauberern und Medizinmännern gemein.

Religionsgeschichtlich äußerst wertvolle Reste alter Tiergestaltigkeit sind noch vorhanden, aber kaum mehr als bei den Olympischen auch. In der Hauptsache ist hier wie dort das Heilige-Tier-Attribut an die Stelle der Tiergestaltigkeit getreten. Der Weg vom Dämon zur Gottheit hat hier wie dort über die Menschengestalt geführt. Man ersieht an den Göttern, wie der menschliche Geist von Element und Stoff und ungeheuerlichem Grausen primitivsten Weltbegreifens glücklich erlöst ist. Und nur in dem Maße, wie sich die Götter mit dem erlösten Geiste nur weiter wandeln, bleiben sie mit dem Menschen verwandt.

Dem Urmythischen ist auch die gemeingermanische Religion wie die homerische längst entrückt, und hier wie dort ragen nur noch ein paar vereinzelte groteske Relikte aus der Urmythenzeit herein. Derlei Primitivitäten sidn für den Religionswissenschaftler wichtiger als für den Philologen, den sie vielleicht allzulange beschäftigt haben. Sie tragen zum Gepräge der Religion im Ganzen längst keine wichtigen Züge mehr; wir können sie hier übergehen.

Auch von den entlehnten und importierten Figuren und Einzelzügen in der germanischen Götterwelt kann hier nicht gesprochen werden. Niemand zweifelt mehr an solchem Import in der germanischen wie wie der der homerischen Religion. Die geistigen Grundkräfte indessen scheinen von ihm sehr viel weniger berührt, vielmehr: sie wirken sich stark an ihm aus.

Die bäuerliche Sphäre

Aber da hebt sich nun deutlich und für uns hier zugleich wichtiger eine *bäuerliche* Sphäre göttlicher Lebensumstände heraus. Die Welt mit ihren neun Heimen sieht bald wie ein Komplex von

neun riesigen Einzelhofsiedelungen aus, wie ein weit auseinandergezogenes Haufendorf mit der Weltesche als Dorfbaum[11], wo der Brunnquell entspringt und der Gerichtsanger liegt, auf dem die Götter täglich beraten, bald wieder ruft sie mehr den Eindruck von neun weit auseinanderliegenden Dörfern hervor. Wald- und flußreich ist auch dies mythische Dorflandschaftsbild, wie das natürliche es in Germanien war, Furten führen durch die Flüsse und müssen verteidigt werden. Haine und Büsche liegen stets dicht auch bei den mythischen Siedelungen, schaurige und liebliche. Verlockt man, so verlockt man aus der Siedelung in den Wald (so Loki die Idun); man verabredet das Stelldichein in den Wald, wird in den Wald verjagt. Grabhügel liegen vor den mythischen Siedelungen, wie sie vor den irdischen liegen. Auch von den mythischen Gehöften werden die großen Hallen am sichtbarsten, die Biersäle mit Zaun, Gattertor, Brücke, Bänken im Fleet. Auch der Hirte vorm Gehöft, Hahn und Hund am Gehöftbaum sind auf die metaphysischen Bezirke übertragen. Bricht der Gott auf, so rüstet er Roß oder Gefährt im Gehöft; mitten im Hof erwartet er, wenn's eilig, den rückkehrenden Boten. Mühlen und Ingesinde sind im Gehöft, neben der Halle der Tempel. Gehöfte, Fluren, Flüsse und Haine tragen ihre Namen; es gibt hier eine *göttliche Flurnamenkunde*, in jeder Beziehung ein sauber und peinlichst geordnetes mythisches Weltinventar. Nicht alles hier ist Werk der Poeten; als Ganzes entspringt es der Sehweise, der Denk- und Lebensform des altgermanischen Bauern. Wo ist eine zweite Mythologie, die so bäuerlich pedantisch ein metaphysisches Siedelungsbild ausbaut und benamst, desgleichen die tägliche Lebensführung der Mythischen so bis ins kleinste angibt und regelt?

Besonders eine bestimmte Riesengruppe ist in diese agrarische Perspektive gerückt und erscheint wie ein altes göttliches Großbauerngeschlecht. Zwar gibt es eine archaischere, kollektiver gedachte Riesen- und Riesinnengruppe, die in Felshöhlen haust und mit Steinen wirft. Schlechte Wege führen von hier über Menschenland zum Götterheim wie zwischen feindlichen Bauerngemeinden. Gern aber und oft sind die Häuptlingsgehöfte jener anderen Gruppe beschrieben, und sie erscheint überhaupt wie ein altes entthrontes titanisches Göttergeschlecht.

Da sitzt der Riese wie ein großer Erbbauer auf dem Hügel vor seinem Gehöft oder auf dem Hochsitz in seiner Halle, weise, patriarchalisch und vornehm oder fröhlich und arglos wie ein Kind, „Knaben gleich, die ins Blaue sehn“[12], dreht Goldbänder für seine Grauhündinnen, glättet den Pferden die Mähnen, goldgehörnte Kühe gehen zu seinem Hof und schwarze Stiere. Viele Kleinode besitzt er, Schwester oder Mutter und Gattin führen ihm den Haushalt. Knechte hat er, die seine Wiesen mähn, Odin kann sich unerkannt bei ihm als Erntearbeiter verdingen.



Der alte Stein im Turm der Martinskirche in Dunningen, offensichtlich Wodan mit den Wölfen Geri und Freki darstellend.

Von den Göttern steht *Thor* in engster Beziehung zu dieser Riesengruppe, wesentlich und aktiv; er ist selbst der vergöttlichte Bauer, der ergrimmende Dorfheld, den die Gemeinschaft immer dahin postiert, wo es besonders gefährlich ist, plump, grobschlachtig und mit gewaltigem Zuschlagen, kein Gott des Gedankens und der Rede, sondern der großartigen, verläßlichen, aber manchmal auch allzu blind-ungehemmten Macht. Ritterlich sollte man den göttlichen Bauern nicht nennen, wenn er einmal dem Riesen gegenüber das selbstverständliche Gastrecht wahrt. Man empfand immer, daß Thor irgendwie nicht ganz zu den Asen gehört. Ihn hat eine andere Interessensphäre aus gestaltet. Thor, das ist Sippe und Heimat, Stamm und Blut, Dasein der heiligen bewahrten Bindungen. Thor ist das Heilige und die Idee des Blut-, Boden-, Sippe-verbundenen Daseins, der Gott der bäuerlichen Gemeinschaft, der eigentliche Gott der Frömmigkeit, Menschenlands Schützer und Freund des besiedelten Raums, der vielnützigen Erdflur. Thor ist das Herkommen, die Summe des Alten und der heimischen Überlieferung, das breite bejahte lebendige Dasein der bäuerlichen Sippen, der Nachbar und der Freund, geradezu das Volkstum. Thor ist der Stamm, wie er aus Sippen besteht.

Die Wächterfähigkeiten Heimdalls sind, wiewohl märchenhaft, doch bäuerlich bemessen: das Gras hört er wachsen und die Wolle auf den Schafen.

Der Urriese Ymir (Örgelmir) mit der Kuh Audumbla ist der riesische Häusler mit seiner einzigen Kuh, durch Alliteration ihr verbunden, wie „Kerl und Kuh“ nun einmal sprichwörtlich zusammengehören. Der Urriese Bergelmir, riesischer Bauer, kann sich im Kasten seiner bäuerlichen Handmühle aus der Sintflut retten. Die Wanin Gullveig kommt zu den Asen ganz sagamäßig wie eine Zauberfrau ins fremde Bauerngehöft, sie beredet die jungen Göttinnen wie unerfahrene neugierige Bäuerinnen. Daß man am Strande angetriebene Baumhölzer findet, sie zu Figuren zurechthaut, anmalt und bekleidet, ist ein Bild einfachen Lebens. Weil sichs um Götter handelt, so verleihen sie diesen Figuren auch Wärme und Leben, und so sind die ersten Menschen erschaffen. Zu besonderen Spekulationen bietet all dies keinen Anlaß. Irgendwelche Symbolisierungen liegen nicht vor. Die Kuh Audumbla bedeutet nicht die Regenwolke, ist auch keine Allegorie der Lebenskraft, sondern sie ist eben schlechtweg eine Kuh, eine mythische Kuh, nicht anders wie die griechische Wunderziege Amaltheia, die den jungen Zeus mit ihrer Milch ernährt, eben schlechtweg eine mythische Ziege ist.

Denn Kuh – das ist der Beginn alles Guten, Inbegriff und Bürgschaft des Bäuerlich-Notwendigen, Milch, Zugkraft für den Pflug, warmer Stallduft und Geborgenheit, alles aus Erlebnis und erster Erfahrung heraus. Daß die Kuh schon mit da ist am Anfang der Dinge, ist ein Denkmal, das ihr der germanische Bauer gesetzt hat. Die Kuh und der Baum! Denn so entsprach es seiner Grundvorstellung von der Welt: der große Baum gehörte dazu, der alte mit den hochliegenden Wurzeln, wie der Blick des Kindes zu allererst ihn einst sah im Gehöft des Vaters und dann wieder im Dorf: Hofbaum, Dorfbaum, Weltbaum, um den sich die neun Heime ordnen, die realen und die mythischen, wie sich die Hofgebäude und die Dorfgehöfte ordnen um ihren Baum. –

Die heroische Sphäre

Darüber lagert sich nun jene andere Lebenssphäre mit den heroischen und den tragischen Lichtern. Zu den bäuerlichen Lebensumständen gesellen sich die Ideale des Kriegers. Diese Sphäre rettet uns einige alte Götter, vergißt deren Herkunft und uralt-heilige Funktion, verleiht aber ihnen und ihren uralten Zügen neuen Sinn, man kann sagen, im Stil und Geist des Heldenliedes.

Diese heroische Lebenssphäre macht aus *Tyr*, uralt-ererbtem Himmelsgott, nicht eigentlich einen blutigen Mars oder wütenden Ares, sondern den verläßlichen stillen und beherzten Gefolgsmann, die verkörperte Idee der Unerschrockenheit, ungesellig, allein. Tyr ist der brave Krieger; aus fremder entlegener Sippe gekommen, unverheiratet und ohne Eigengehöft in Asgard, dient er seinen Herren nun treu, hält er für sie, ohne mit der Wimper zu zucken, die

Hand in des Wolfes Rachen (die germanische Wendung der Geschichte des Mucius Scaevola!), und hilft er den Kessel zu holen aus der Sippe des riesischen Vaters, der jenseits der Eliowagar haust. Der alte Eingott ward in ein gruppenhaft verbundenes Dasein gestellt, er konnte noch nicht allein weiter gedacht werden, weil der Mensch noch nicht allein gedacht werden konnte; sein Amt ward das einfache treue zuverlässige Kriegertum. So waltete die Maschinerie der germanischen Denkgesetzlichkeit an dieser Gestalt.

Die heroische Lebenssphäre machte aus *Widar* einen schweigsamen Dümmling, der aber später die große Tat tun wird, sie benötigt ihn für den Tag der Rache; sie vergißt auch von *Wali* alles Andre und macht die Rache für Balder zum alleinigen Sinn seines Daseins. Es ist damit in die weitgewanderte fremdländische Balderlegende vom getöteten Götterjüngling eine ganz neue spezifisch heroisch-germanische Rolle eingefügt worden. Tyr und Widar, „an dem die Götter einen guten Schutz haben in aller Bedrängnis“, wie Snorri sagt, sehen wie Patrone der Gefolgsmannen aus. Widar und Wali sind zu heroischen Mitteln geworden, im Sinne der Poesie.

Man kennt die Rolle des Wächters aus dem Beowulfepos. So muß auch die Asenburg ihren göttlichen Wächter haben, *Heimdall*, den Markwart des Himmels. Da ist *Ullr*, der schöngerüstete Jäger und Bogenschütze; da ist die Göttin *Skadi*. Was ist lappisch oder finnisch an ihr außer den Skiern? Sie ist eine junge, frühgermanische Frau, dianahaft mit Bogen, Jagd, Brünne, Helm und mutigem schnellen Gang, ein kvennskörungr, ein Kernweib, wie die Saga das nennt. Ob schon die Südstämme, etwa die Langobarden, auch einen Dichter nach dem Vorbild der irdischen Königshalle in ihren Himmel Wodans und Freas versetzten, wissen wir nicht; der Norden gliederte sich, gewiß nicht ganz aus sich selbst, einen göttlichen Königsskalden seinem Himmel ein. Da ist *Frija* selbst, die himmlische Häuptlingsfrau, die ihrem Gatten zum Aufbruch den Reisesegen spricht, die manchmal nicht ganz dieselbe Politik wie der himmliche Häuptling treibt, besorgte Mutter des göttlichen Heldenjünglings zugleich, Balders, wie Helche in der Dietrichdichtung; sie preist die rasche beherzte Heldenhaftigkeit des Sohns, aber sie wird, wie es heißt, den Jüngling niemals wieder stolz am Abend ins Gehöft einreiten sehn – wie die Mutter der Etzelsöhne die ihrigen. Diese Götter bekommen wie Helden ihre Aristie, sie werden beritten, sie erhalten ihre wunderbare Geburt. Sie sehen aus wie Wesen aus der heroischen Sphäre. Der Geist des Heldenliedes hat diese Götter festgehalten für eine bestimmte Funktion der heroischen Idee im Himmel. Dunkel nur ist erkennbar, was sie vorher gewesen. Aber was sie sind, ist für uns wichtiger, als was sie waren.

„Makelloser Männerfürst im hochgezimmerten Hause“ heißt gern auch der eine oder andre kleinere Gott. Großer Fürst, Großkönig ist bekanntermaßen *Odin*, mit den großartigen wie mit den bedenklichen Zügen etwa der Merowingerkönige ausgestattet, vornehm und ungerecht, galant, böse, rasch ungnädig, hochgesinnt und machiavellistisch-skrupellos, tatkräftig, verschlagen, klug, falsch, schneidenden Hohns, „so edel und schön von Ansehn, daß wenn er unter seinen Freunden saß, jedermann das Herz im Leibe lachte“, sagt Snorri. Besorgt um Schicksal und Zukunft der Welt wie ein Fürst um die Schlacht, geht er nur darauf aus, die Sturmfahne zu erheben, Speere zu röten, mit Frauen zu kosen. Nach Weisheit und Bildung fremder Mächte begierig vor allen Göttern wie die germanischen Könige allezeit vor ihren Völkern, setzt er Buchstaben wie die Merowingerfürsten[13], prägt er die Dichtkunst, die Gesetzgebung, die keilförmige Schlachtordnung. Mächtig ist er der Rede und des Wortes, wie der Führer es sein muß und der germanische König es stets war. Der Mythos vergißt nicht, auch das Bild des rede-ohnmächtigen Königs in den Himmel zu versetzen: in Hönir, der hilflos ist, wenn ihm sein soufflierender Ratgeber fehlt.

Odin, das ist der Staat, soweit er aus Gefolgschaften besteht, Herr der Elite, Führeridee und Großkönigsgedanke, Staatengründung, Tat, Loslösung, Nobilität, Führerglück, Erfolg bei Frauen, Glanz, Beute, Abenteuer, schimmernde Hochburg, fremde weite Welt. Hier ist die nichtbäuerliche Seite im germanischen Menschen göttlich verehrt, der Schritt vom Dasein zum Leben. Hier sind die Werte der Persönlichkeit, nicht die der Gemeinschaft, ewiger Wettbewerb, Zucht und Kriegerehre, Rede, Geist, Dichtung, Schrift, Strategie, kluger Rat, das vorwärtstreibende, überzeugende Wort und die stete Bereitschaft für Schicksal.

Der alte dämonische Zug, daß Odin gerade die Besten, Glücklichsten, Begünstigsten unversehens und trügerisch in der Schlacht fallen läßt, findet schließlich die tragisch-schöne Erklärung, daß er gerade *ihrer* besonders in seiner Gefolgsschar bedarf. Sie werden zu ihm erhoben, um bei ihm zu sein. Der erschütterte Verlaß auf den Gott wird wieder hergestellt, denn auch das Bild dieser metaphysischen Welt ist rauh, es dröhnen die Zeiten. Zusammenbruch einer Welt steht bevor, liegt in der Luft; Völkerwanderungszeiterlebnis vielleicht! Das goldene Zeitalter ist nicht gegenwärtig, es war einst und wird wieder sein, niemals ist es jetzt; jetzt ist nur Krieg mit den riesischen Mächten und schlimme Zeit. Balder ist tot und – ein zweiter neuer tragischheroischer Zug in der fremden Märchenlegende vom gestorbenen Gott – er steht *nicht* wieder auf: Hier hält Hel den Gott unerbittlich fest, erst im neuen Äon wird er wieder erscheinen. Eben die ihn schützen wollten, führten seinen tragischen Tod herbei wie im Heldenlied. Der Verräter war auch hier wieder in den eigenen Reihen, Blutsbruder Loki. – *Freyr* gab sein Schwert um Liebeslohn in die Hände der riesischen Mächte; so ist auch dieses andern schönen Götterjünglings tragischer Tod mit dem eigenen Schwert heldenliedmäßig von der Hand des Gegners gewiß. – Ein Schild ist die Sonne, Windhelm heißt der Himmel, Hengste bringen den Tag wie die Nacht. Ein Schild liegt über der Bierkufe in der Halle der Hel. Schilde sind die Wandtäfelung in der Halle der Götter. Symbolhaft für das ganze, bis ins Letzte durchgeformte Weltbild tafeln die Götter bei Schwertbeleuchtung.

Schwerter leuchten in ihrer Halle während des Mahles, andere Beleuchtung brauchen sie nicht.



Bronzefigur des Donar aus Island, 10. Jahrhundert n. d. Ztr. (Thodminjasafin Reykjavik)

Wo ist ein zweites Mal eine ganze Religion so zum Heldenlied geworden wie hier? Natürlich ist die Religion nicht ein Echo der Poesie, auch die Poesie natürlich nicht ein Echo der Religion. Es handelt sich nicht um Nachbildung oder Übertragung. Aber der gleiche Idealismus hat beide Ausdrucksformen ergriffen, die gleiche Sehweise, Denk- und Lebensform der frühgermanischen Krieger hat sie einander so ähnlich gemacht. Wir dürfen die geistige wie künstlerische Leistung ruhig bewundern. Aber

das Glanzstück fehlt noch, es bilde den Schluß!

Die Götter Germaniens sind *nahe dem lebenden* Menschen, wenn er sie anruft in Ernte, Schiffahrt, Krieg, Zweikampf, Krankheit, Liebe, Ehe und in allen Frauenangelegenheiten. Sie sind auch nahe dem *Toten*.

Die *olympischen* Götter haben mit den Toten nichts zu tun; die Toten sind machtlose Schemen, ihr Reich ist den Göttern ein Greuel, dessen Berührung sie meiden. Die olympischen Götter gehören ausschließlich auf die Seite des Lebens, denn sie selbst sind die Ideen lebendigsten Lebens. Der Tod ist begriffen als Verlust des Lebens, als eine klägliche Verminderung. Kein Kult, kein Glaube trägt den Verstorbenen ins Reich der Gottheit, der Mensch geht nicht zu seinen Göttern ein nach seinem Tode, der Tote ist von seinen Göttern verlassen, schon der Sterbende ist es, an dem sich sein Schicksal vollzieht[14].

Der germanische Krieger begreift den Tod so nicht, auch die Frauen um ihn herum begreifen den Tod so nicht, man denke an die Tochter Egils. Der ausschließlich heroische Daseinszweck erlischt ihnen unmöglich im Augenblick des Todes, vielmehr enthüllt er sich hier erst ganz. Sterben wird begriffen als Nahen der Gottheit, und der Tod als Entbietung zu ihr. Gewiß nicht leicht oder lachend, aber doch im Glanz der Kriegerehre geht man in die grünen Heime der Götter, um daselbst einen noch reineren Heroismus gesteigerter weiter zu leben. Der tote Krieger ist von seinen Göttern nicht verlassen, nichts Geringeres als ihr Reich ist zugleich sein Paradies. Mensch und Gottheit sind nach dem Tode eng beieinander, wie sie es im Christentum sind, zu dem der Übergang von hier aus unendlich leichter ist als von der olympischen Religion. „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“, der Satz gilt auch hier. Nur daß in diesem aristokratischen Kriegerparadies nicht jene metasoziale Gleichheit der Menschen vor der Gottheit herrscht wie im christlichen. Herren und Knechte sitzen hier in gesonderten Hallen wie beim Burgundenuntergang in Attilaburg, und die Frauen sitzen in dieser vorhöfischen Zeit wiederum gesondert.

Die Götterdämmerung

Der tote Germanenkrieger ist von seinen Göttern nicht verlassen, ja vielmehr: *er verläßt seine Götter nicht*. Dergleichen gibt es kaum in anderer Religion. Der Mensach spart sich für seine Götter auf. Er teilt ihr Schicksal mit ihnen, den Weltuntergang, die Götterdämmerung, die Ragnarök. Dies ist der ausdrückliche Sinn des Kriegerdaseins im Jenseits. Die Götter bedürfen der menschlichen Hilfe gegen ihren furchtbaren Feind. Aus der mangelnden oder unvollkommenen Allmacht der so menschlich geformten Götter ergeben sich Aktivität, Aufgabe und höchste Pflicht des Kriegers, der sich nicht nur für die kurze Spanne seines irdischen Daseins, sondern für diese ganze Weltperiode, für diesen Äon als Gefolgsmann seiner Götter fühlt. Hier ist es nicht die Gottheit, die das unendlich tröstende, unheimlich suggestive Wort zu ihrer Gemeinde spricht, sondern der Mensch könnte es hier zu seinen Göttern sagen: „Siehe ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“

Der Welt Ende! – Man muß sich klar machen, welch eine Erscheinung unter germanischen Händen aus dem Motiv vom Weltuntergang geworden ist. Man muß ferner vergleichen, wie andere, rohere Kriegerkasten den Kampf des Einzelkriegers nach seinem Tode behandeln. Man muß drittens sehen, wie das germanische Ingenium beide Motive miteinander verband, den Weltuntergang und den Kampf des Einzelkriegers nach seinem Tod.

Man muß dazu wissen, daß hinter dem Tod im Glauben vieler Völker die Vorstellung von einem Zweiten Tod steht, bei dem nichts mehr übrig bleibt, – eine mythische Apperzeption der völligen Verwesung. Ehrgeiz, Energie, Lebens- und Tatenlust der Kriegerkulturen suchen diesen Zweiten Tod zu vermeiden, den sie sich als Vernichtung durch einen leichenverschlingenden, scheußlich-dämonisch-tier- oder menschen-gestaltigen Unhold vorstellen. An der Brücke über den Totenstrom oder am Eingang zum Totenreich erwartet er sie. Fällt z.B. der tote Fidschikrieger im Kampf mit dem gefährlichen leichenfressenden Samu, so kocht und frißt ihn der Unhold. Überwindet er ihn, so ist der ersehnte Eintritt in das Kriegerparadies sein Lohn.[15]

So wie nun in Germanien die Auferstehung des gestorbenen Gottes Balder hinausgezögert ist bis ans Ende der Tage, so auch der Kampf des toten Einzelkriegers mit dem Vernichtungsdämon. Da die Götter selber Krieger sind, steht ihnen der gleiche große Kampf bevor, und dieser bedeutet zugleich gemäß dem kriegerisch-tragischen Charakter des Germanischen den Weltuntergang. Die große göttliche Trias Odin, Thor, Freyr erhält ihre unverkennbare Aristie wie die Trias der Könige beim Burgunderuntergang. Aber Vernichtung ist das Los dieser wie jener und all ihrer Krieger mit ihnen. Das Motiv vom letzten Kampf des Einzelkriegers ist kollektiviert, erweitert und dichterisch verklärt zu dem großartigen Gemälde von der furchtbaren Endschlacht der gesamten Götter und Einherjer gegen die gesamte Welt der Unholde und Dämonen am jüngsten Tag: eine ungeheure Gesamtvision des Zweiten Todes, eine Kollektivauseinandersetzung mit ihm und ein summarisches Unterliegen der Götterseite. Man darf sich von der Forschung nicht verwirren lassen, die in den letzten Jahren Sekundärmotive des Konglomerats Ragnarök in den Vordergrund gerückt hat. Das Zentralmotiv des germanischen Weltuntergangs ist gemäß der kriegerischen Haltung durchaus die große Endschlacht, „zu der am Ende der Tage die Einherjer mit Odin gegen den Wolf ausziehn“, wo die Götter sterben, thá er regin deyja[16], der Götterkampf, das Göttersterben. Daher auch der Name Ragnarök „Götterschicksal“ für die ganze Erscheinung, die sich durch dies Zentralmotiv von andern Weltuntergangsvorstellungen völlig unterscheidet. Der Brand der Götterburg oder, wenn Snorri richtig interpretiert hat, der Weltbrand, woher er nun motivisch auch gekommen sein mag, ist dabei nur ähnliches Beiwerk wie der Brand der Halle beim Burgundenuntergang.

Das Ingenium der Fidschiinsulaner ließ noch jeden Kreiger einzeln auf seiner Reise ins Jenseits seinen letzten Kampf mit dem mythisch apperzipierten Zweiten Tod ausfechten, in eintöniger Wiederholung, mit ungewissen und von Fall zu Fall verschiedenem Ausgang. Im Germanischen überschreitet die Gesamtheit die verhängnisvolle Brücke, die zu den letzten Kämpfen führt. Das germanische Ingenium sammelte und konzentrierte diese Kämpfe mit andern Motiven zu einer summarischen Abmachung, zu einer großartigen Symphonie, zu einer gewaltigen Weltkatastrophe mit gänzlich eindeutigem Ausgang. Der gestorbene Gott Balder ersteht an diesem Vernichtungstage der Götter wieder auf zur Einleitung eines neuen Äons, nur sein *Losbitten* aus der Unterwelt kurz nach seinem Tode war vom tragischen Bedürfnis vereitelt worden. Hier, in den Ragnarök, ist die Tragik unerbittlicher, weil die Vernichtung nicht mehr überwunden werden kann. „Voran reitet Odin im Goldhelm und in schöner Brünne mit seinem Speer Gungnir“, sagt Snorri, die andern Asen und Einherjer folgen ihm in ihren Rüstungen. Dies faszinierende Bild wird gnadenlos ausgelöscht, damit ein großartiges Zeugnis der heroisch-tragischen Weltanschauung entstehe.

Schon das einzelne Heldenleben auf *Erden* verlangt eine höchste und letzte Bewährungsprobe, die man nicht vermeiden darf, weil sie das Dasein krönen soll. Der Untergang, dem man wissend und todgeweiht entgegenfährt, bietet sie. Das letzte gefährliche Schicksal muß zu-

gleich die höchste Erfüllung und schönste Vollendung des irdischen Daseins sein in Mut und Ruhm. Gefahr ist gesteigertes Leben. Mut ist erhöhtes Lebensgefühl in der Gefahr. Ruhmliebe, mit der man sie aufsucht, ist Liebe zur Vollkommenheit. Mit dem Gefühl, vollkommen zu werden, daher ruhmwürdig zu sein, hält man dem Untergang stand. „Ich sterbe den Heldentod“ bedeutet gefühlsmäßig: „Ich bin im Begriff, vollkommen zu werden“. Der Einzelne lebt nur für seine letzte Bewährungsprobe, die zugleich sein irdischer Tod ist. Aber nun eben wird dies persönliche Prinzip ins Weltganze übertragen und auf die so kriegerisch-menschlich gedachten Götter, und auch der Zweite Tod des Einzelnen wird in diesen heroischen Dienst gestellt. An dem letzten großen Untergang teilnehmen zu können auf Götterseite, bei der summarischen Bewährungsprobe der Götter, der göttlichen Krieger, diesen helfen zu können, darauf kommt alles an. „Siehe ich übe mein Waffenspiel alle Tage und bin bei Euch bis an der Welt Ende.“ So erhielt Einzelleben wie Götterschicksal wie Weltganzes zugleich einen Sinn, und dieser Sinn ist für Welt wie Götter wie Einzelschicksal das gleiche: der Sinn der Nibelungen. Wo hat jemals die *heroische* Idee unter den Menschen eine gleich großartige Weltauffassung entworfen wie hier? Wo hat sie sonst noch gangbare Motive mit so unverkennbarer Gewalt gewandelt und zugleich erfüllt?

Die Götter Germaniens, sagten wir, zogen sich nach Norden zurück, aber sie nahmen die heroische Idee nicht mit, weil sie nicht ausschließlich an sie gebunden war. Ja, sie übertrug sich, da sie ein Erbe aus dem Germanischen und ein Ferment des deutschen Wesens wurde, immer wieder von neuem auch auf das Göttliche. Von der Heroisierung im „Heliand“ bis zum ritterlichen Gott der höfischen Zeit und des Deutschherrrenordens und bis zu Luthers Gott, dem er aus den Psalmen das Bild von festen Burg, der guten Wehr und den guten Waffen auswählt, trug unsere Frömmigkeit gern immer ein heroisch-kriegerisches Gepräge. Der Helianddichter beschrieb Jesus als einen Helden, der sehend und wissend in den Untergang nach Jerusalem zog. Auch hier ward gelehrt, daß das Leben keinen Sinn habe, wenn man es nicht für Großes und Weithinleuchtendes hingeben könne.[17]

Prof. Dr. Hans Naumann

Anmerkungen:

1 Vgl. dazu meinen Göttinger Vortrag „Christentum und deutscher Volksglaube“, Zeitschrift für Deutschkunde 42, 1928, S. 321 ff.

2 Zeitschrift für deutsches Altertum 66, S. 1 ff.

3 Siehe darüber zuletzt W. Krause, Zeitschrift für deutsches Altertum 64, S. 273.

4 Helgakvida Hundingsbana II 30; Tacitus Germania cap. 39.

5 Zusammengezogen aus Liber I cap. 16–20.

6 Walter F. Otto, Die Götter Griechenlands, S. 165.

7 Vgl. Vafthrudnismal 17 und 18 von den Göttern; Heliand 1494 vom Freund; Hel. 1710, Gudrunarkvida III 8, Atlakvida 41 vom Bruder; ags. Genesis 168, 8 vom Gemahl und Herr, ebda. 97, 7 vom Verwandten; Beowulf 29, 1934, 2040, 2518 vom Gefolgsmann; Beow. 520 vom Erbsitz; Beow. 1868 vom Volksgenossen; Hildebrandslied 53, Hildibrands Sterbelied 4, Atlakvida 41, Hamdismal 10, ags. Genesis 14 vom eignen Sohn.

8 Nach Luther, Sendbrief vom Dolmetschen, Werke ed. Clemen 4, 185 f.

9 Vgl. cap. 28 (26) der Völungasaga von Sigurds Ankunft: „Ich glaube, hier kommt einer von den Göttern! Dieser Mann ist ganz mit Gold geschmückt“ usw.

10 Hans Naumann, Grundzüge der deutschen Volkskunde [1] S. 78, [2] S. 76.

11 Völuspa 19, Grimnismal 29, 30, 26 ff. ein komplizierteres Bild der Weltesche mit allerhand mythologischem Apparat, den nur die vergleichende Religionswissenschaft erklären kann.

12 Hymiskvida 2.

13 Wie Chilperich, der darin den römischen Kaiser Claudius nachahmte. Ich fürchte, dies und nichts anderes ist der Ursprung von Odins Runenkunst.

14 Walter F. Otto, Die Götter Griechenlands S. 33, 175, 342.

15 Hans Naumann, Primitive Gemeinschaftskultur S. 29, 39; Fraengers Jahrbuch für historische Volkskunde I, 1925, S. 23 f.

16 Vafthrudnismal 47.

17 Hans Naumann und Günther Müller, Höfische Kultur (D. Vierteljahrsschrift Buchreihe Bd. 17, 1929), S. 45 ff.; Zeitschrift für Deutschkunde 41, 1927, S. 809. Man mag auch an das ritterliche Wappen Christi am Gittertor der Marienburger Hochmeisterkapelle erinnern. Übrigens hebt sich auch in Luthers Katechismus über mehr bäuerlichen Lebensumständen eine mehr kriegerische Sehweise heraus.



Art und Erbe im Sprichwort

Besonders im deutschen Sprachraum lassen Brauchtum und Sinnspruch erkennen, wie tief in der Volksseele der Glaube an ein naturgesetzliches Geschehen verankert war. Auf Schritt und Tritt begegnet man denn auch in Tirol und Vorarlberg, was hier beispielhaft erwähnt wird, feinsinnigen Wortspielen ergebundenen Denkens und Empfindens, die sich ja nirgends besser bilden und erhalten konnten als in den abgelegenen Bergtälern.

Entstehung und Fortbestand einer Rasse sind nur aus der Artbeständigkeit heraus zu erklären. Ihr Kennzeichen ist die nie abirrende Erbsicherheit, von der ein Sprichwort sagt: „Art läßt nicht von Art.“ Die allerwegs vorhandene Reimfreudigkeit hat daraus den Vers gezimmert:

„Art lat it vo Art,
Außer ’s ist a Pudlart!“

Die deutsche Sprache widmet dem Artbegriff auffallend viele Wortspiele: Art und Unart, Eigenart und eigenartig, artig und unartig, arteigen und artfremd, Artbeständigkeit, Artung und Entartung usw. Die Beobachtung des Erbgeschehens ergab eindeutige Urteile, und aus diesen formten sich diese unverrückbaren Begriffsbestimmungen. Familienähnlichkeiten sind ja zumeist so augenfällig, dies nicht allein im äußeren Erbbild, im Erscheinungsbild, sondern auch in der inneren Veranlagung, also in der gesamten Erbanlage, daß sie gar nicht übersehen werden können. „Wie aus dem Gesicht geschnitten“ ähnelt der Sohn seinem Vater oder Großvater. „Er gleicht ihm aufs Haar“, pflegen die Basen und Vettern zu urteilen. Von zwei gleichgearteten Geschwistern sagt man: „Sie sei über oan Loast (Leisten) gschlagt.“ Im ganzen deutschen Sprachgebiet ist das Sprüchlein beheimatet:

„Wie die Alten sungen,
So zwitschern die Jungen.“

Der Lechtaler hat sich daraus einen besonders schönen Vers gemacht:

„Wie d’ Uargglo (Orgel), so der To(n),
Wie der Vater, so der Soh(n),
Wie d’ Mutter, so die Töchter,
Nur a bissele schlechter!“ …

Jede Bäuerin kann es bestätigen:

„Wie d’Henna, so d’ Oar (Eier)“,

und jeder Bauer weiß:

„Wie d’ Kua, so’ s Kalb“

oder:

„Wie der Bom, so die Frucht.“

Jeder Lehrer wird es in seinem Beruf erfahren haben:

„Wie der Acker, so die Ruaba (Rüben),
Wie der Vater, so die Buaba.“

Sagt der Lechtaler: „Es fallt koa Öpfl vom a Birabom“, meint der Schwabe: „A’r Frucht erkennt ma da Bomm!“ Ähnlichkeit innerhalb der Sippe hat den Spruch geformt: „Oa Kittl – oa Tuach.“ Einer wertvollen Sippe anzugehören ist eine hohe Ehre. Jedes Sippenmitglied ist sich seiner guten Herkunft bewußt: „I bin it auf der Brennsuppe dahergschwumma“, gibt er zu verstehen.

Jede gesunde Sippe wehrt sich gegen den Einbruch ungesunder Art; sie weiß,

daß die Nachkommenschaft die Eigenschaften beider Elternteile mit ins Leben bekommt und der Einklang des Erbgutes nur gewährleistet ist, wenn er auch im Elternpaar vorhanden war, den nur: „A scheans Hafele geit (gibt) scheana Schearbla (Scherben)."

Dieses Wortspiel überzeugt von der Wichtigkeit richtiger Gattenwahl. „Heirate kein Mädchen, das die einzige Feine in ihrer Sippe ist" rät ein norwegisches Sprichwort. Der Deutsche kennt ein ähnliches: „Man heiratet nicht das Mädchen, sondern die ganze Familie", und der Alemanne sagt: „Wie d' Füle (vgl. filia = Tochter), so d' Familie."

Daß jede Überängstlichkeit aber ebenso falsch ist wie die Achtlosigkeit gegenüber den wahrnehmbaren Eigenschaften anderer Sippen, besagt das schwäbische Sprichwort: „Selta a Stauda ohn' an dürre Ast." Wenn also ein einzelnes Sippenglied irgendwie versagt, darf dies nicht der ganzen Sippe aufgebürdet werden!

Der Russe kennt das Sprichwort:

„Heiratest du die Tochter,
besieh dir die Mutter."

Äußere Vorzüge können täuschen:

„Kurze Roß und lange Rinder,
Schöne Weiber, wenig Kinder."

Auch Geld und Gut sind kein Anreiz für den gut veranlagten Freier:

„Wer nach Batzen freit,
ist nicht gescheit."

Der in seiner gesamten Haltung unverdorbene Mensch läßt seine seelischen Regungen selbsttätig weben und streben. Wer ihnen Gewalt antut, fällt der Natur in den Arm. Diese fände den Weg viel sicherer und besser: „Was zusammen gehört, kommt auch zusammen", denn: „Gleich und gleich gesellt sich gern", oder: „Jeder Besen find sein Stiel" und: „A jeds Hafele findt sein Deckl." Im Lechtal pflegt man zu sagen: „Der lingg Patscha hat alba (immer) noch an rechta gsunda!" Unter Patscha sind Hausschuhe zu verstehen. Zugleich versteht man darunter dumme, unbeholfene Menschen. Der Merksatz sagt uns also, daß ein „Sichfinden" auch bei jenen Mitbürgern stattfindet, die als asozial gelten. Diese Sorte von Menschen findet sich am raschesten:

„Schlimp und Schlamp
Findt anand im ganza Land."

Dem ersten Übel entspringt immer wieder ein neues, noch größeres, denn: „'s Ukrutt waxat voram Waiza", da ja die Fortpflanzung ebenso hemmungslos wie das Heiraten geschieht.

Richtige Gattenwahl ist weit wichtiger als die Berufswhal. Wohl kann diese einen Menschen für sein ganzes Leben unglücklich machen, falsche Gattenwahl aber überträgt ihre Folgen auf Kind und Kindeskind! sie will also wohlbedacht sein, damit man nicht an sich slebst die Wahrheit erleben muß:

„In Eile gefreit,
In Muße bereut",

und der Schwabe hat daher recht, wenn er warnt:

„D' Maadt (Magd) ka gang,
's Wib blibt hang (bleibt hängen)."

Ebenso recht hat der Tiroler, wenn er sagt:

„Heiriga und grata (geraten),
Ist gsotta und brata.
Heiriga und gfahlt
Ist gebürsta und gstralt (gekämmt)."

Vorschnelle Freite hat jedoch nichts mit Frühehe zu tun. Diese hat im Gegenteil für die Ehepartner selbst, für ihre Nachkommen und damit auch für Heimat und Volk nur Vorteile. Der mit der Jungheirat etwa verbundene härtere Wirtschaftskampf kann sich nie anders denn kräftigend und festigend auswirken. Altmeister Goethe hatte auch das Bluterbe im Sinne, als er das herrliche Dichterwort prägte:

„Was du ererbt von deinen Vätern,
erwirb es, um es zu besitzen!"

Das im ganzen deutschen Sprachgebiet verbreitete Sprichwort:

„Jung gefreit
Hat noch niemals gereut",

ist also voll und ganz berechtigt, ebenso die guten Ratschläge, die uns die Tiroler Schwaben geben:

„D' Jungfraua und d' Eier därf ma nit
z' lang aufheba!"

und:

„Junga Mädla und Hennafleisch
Hat verschaffa der Heiliggeist,
Alte Wiber und Affa,
Die hat der Tuifl verschaffa …"

Die Verwandtenehe wird vom Volksmund abgelehnt. Wenn sie auch die Erbanlage nicht verändert, kann sie doch durch die Ausprägung verdeckter rezessiver schädlicher Erbdefekte schädigend wirken.

„Heiraten ins Blut
Tun nicht gut",

oder:

„Nahes Bluat
Tuat koa guat"

sind daher sehr ernst zu nehmende Winke.

Der Ledigenstand ist nicht der natürliche, denn sonst verlöre sich der Sinn von „zweierlei Leut", wie der Volkswitz sagt. Mann und Weib sind nicht nur von Natur aus zu ihrer gegenseitigen Ergänzung bestimmt, sondern auch zur Verewigung ihrer Zeitlichkeit im Kinde. Unverheiratete schauen also folgendermaßen aus:

„A Wib ohn a Ma
Ist wie a Henn ohn a Hah',
A Ma ohn a Wi,
Wie a Haus ohn an Kami!"

Erfüllt die Ehe den Zweck der Geschlechtstrennung, so bejaht allein der Wille zum Kinde den Sinn der Ehe. „Kinder binden die Ehe", sagt ein altes Sprichwort, ein anderes:

„A Eah ohn a Kind
Ist wie a Baur ohn a Rind",

und ein drittes:

„Kinderlose Eh'
Ist gefüllt mit Weh."

Die an Leib und Seele gesunde Frau trägt bewußt oder unbewußt die Sehnsucht nach letzter Erfüllung in sich, die ihr durch das Glück und die Sorge der Mutterschaft allein geschenkt wird. Kinderlosigkeit bedeutet für die Frau ein hartes Verzichtenmüssen, denn:

„A Frau ohn a Kinderlälla
Ist wia a Kuah ohna Schälla!"

Die jeder Rasse eigene Artbeständigkeit jauch bei gänzlich verschiedenen, ja geradezu gegensätzlichen Lebensbedingungen gab für die Lebenskunde eine ganz neue Blickrichtung frei. In der Folge konnte, durch die Zwillingsforschung wissenschaftlich untermauert, die richige Erkenntnis gewonnen werden: „Erbgut ist wichtiger als Umwelt!" Der Biologe Prof. Just, Greifswald, faßt diese Wahrheit in die Worte zusammen: „Erbgut prädestiniert, Umwelt realisiert", was nichts anderes besagen will, als daß Umwelteinflüsse die in der Erbanlage ruhende Vorherbestimmung so oder so auszuwerten und zu verwirklichen vermögen. Der altrömische Denker Horatius gab demselben Gedanken Raum, indem er schrieb: „Du magst die Natur mit der Mistgabel auszutreiben versuchen, sie wird doch wieder zurückkehren." Ähnliches sagt Goethe:

„Setze den Frosch auf einen goldenen
Stuhl,
Er hüpft doch wieder in seinen
Pfuhl!"

Auch Hölderlin bekennt sich zum Primat des Erbgutes: „Unbeständig ist das Wünschen vor dem Schicksal, denn wie du anfängst, wirst du auch bleiben. Soviel auch wirket die Not und die Zucht – das meiste nämlich vermag die Geburt!" Die allerwegs lebendige Spruchweisheit des deutschen Volkes kleidete diesen Gedanken in den schlichten Satz: „Wie man in die Wiege gelegt wird, so ins Grab!" Was der Mensch in seiner Erbmasse mit sich trägt, kann wohl gefördert oder gehemmt werden, nie und nimmer aber kann er seine Erbanlage abstreifen wie ein unbequemes Kleidungsstück; der Volksmund sagt daher sehr treffend: „Man kann nicht aus sei-

ner Haut heraus!“ Ein anderer Volksreim gibt zu verstehen:

„Angeborene Weis'
Geht schwer aus'm Gleis.“

Die Natur ist stärker als die Kultur:

„Ob schändlich oder hehr,
Natur geht über Ehr.“

Was man nicht als Erbe mitbekommen hat, kann man nie erwerben, sonst müßte jedermann Held und Heiliger, Führer und Feldherr, Denker und Dichter, Erfinder und Entdecker, Könner und Künstler sein oder werden können. Dem ist aber leider nicht so, denn:

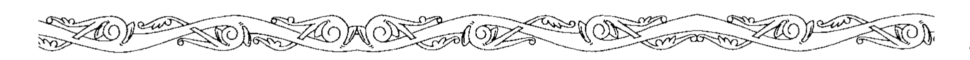
„Schwarz gebora,
Ist Putz und Wäsch verlora.“

Jeder Kenner eines guten Tropfens weiß: „Am saura Bier ist Hopfa und Malz verlora.“

Alles Erbgeschehen ist ein unbestechlicher Richterspruch, der schon vor der Geburt gefällt wurde: „An Mohra ka ma it weiß wäscha!“ Naturgesetze kennen kein Wenn und kein Aber, das sagt uns auch der Scherzreim:

„Wenns Wörtl Wenn it wär,
Wär der Aff scho lang a Bär!“

Hartmut Schiffer



Die germanische Mythologie im 19. und 20. Jahrhundert

Die heutigen Auffassungen zum germanischen Götterhimmel sind nicht zu verstehen, ohne den Gang der Forschung zu kennen. Ferner sind in den letzten Jahrzehnten immer einmal wieder Nachdrucke von erstmals vor 100 Jahren verlegten Mythologien (z.B. von Golther, Meyer oder Paul Herrmann) erschienen, denen aber regelmäßig nicht ein kritischer Anhang beigegeben war. Grund war einfach, daß in unserer Zeit dieses Gebiet kaum noch wissenschaftlich bearbeitet wurde. Auch um die älteren Mythologien einzuordnen, ist dieser Überblick erforderlich.

Die Anfänge

In einem Lebensabriß, den Edward Schröder im 53. Bande der Allgemeinen Deutschen Biographie dem deutsch-schweizerischen Mythen- und Sagenforscher Ernst Ludwig Rochholz (1809–1892) gewidmet hat, heißt es: „Zur Mythologie und zum Kultus der heidnischen Vorzeit zog es ihn immer wieder mächtig hin. In 26 handschriftlichen Quartbänden umfaßt sein Nachlaß als ‚Ahnenerbe', was er in mehr als 50jähriger Arbeit für ‚Geschichte, Sprache, Satzung, Sitte und Lage der deutschen Schweiz, zunächst des Aargaus' aus urkundlichen Quellen aller Art zusammengebracht hatte.“ Mag die Wissenschaft auch bei Rochholz „den Gegensatz zwischen seiner sehr richtigen, kritischen Beurteilung der Richtungen der neueren Sprachforscher und der mangelnden Klarheit und Festigkeit seiner Ausführungen aus der Grammatik“ hervorgehoben haben, – welch ein Übermaß hingebender Liebe bekunden diese 26 handschriftlichen Bände aus seinem Nachlasse! Sie sind ein leuchtendes Beispiel für alle, denn wie wäre ein Fortschreiten der Wissenschaft möglich, wenn ihr nicht durch unendliche Kleinarbeit der Weg freigemacht würde?

Wie wäre ohne diese Kleinarbeit zum Beispiel das umfassende Lebenswerk der Brüder Grimm denkbar? Welch reiche Schätze haben sie aus unserer mütterlichen Erde herausgeholt, und in welch hohem Maße haben sie damit nicht nur die Wissenschaft, sondern unser ganzes Leben bereichert! Nicht nur ihre Gegenwart hat den lebendigen Hauch ihrer Tätigkeit gespürt, auch wir Heutigen haben teil an dem Erbe, das sie uns hinterlassen haben. Was sie geschaffen haben, bleibt unser nie wieder zu verlierendes Eigentum.

Man darf sich nun nicht vorstellen, daß vor dem Auftreten der Brüder Grimm die Mythologie völlig brach gelegen hätte; im Gegenteil: kaum ein anderes Gebiet der Vorzeitkunde als gerade sie scheint die Gemüter in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in gleich starkem Maße bewegt zu haben. Das macht die starke Anziehungskraft, die das Gebiet auf jeden ausübt, der mit ihm in Berührung kommt. Kein anderes Gebiet als die Mythologe ist aber auch im gleichen Maße der persönlichen Auslegung ausgesetzt, denn sie baut sich auf einer anderen Ebene auf als beispielsweise die Vorgeschichte und greift unmittelbar in das geistige und seelische Leben unserer Vorfahren ein. Wie stark prallten schon am Ende des 18. Jahrhunderts die Gegensätze in den Richtungen Adelung-Rühs einerseits und Herder-Gräter anderseits aufeinander!

Die Kardinalfrage war: was ist von den Mythen echtes Volksgut, was ist Dichtung späterer Zeit – wie wir auch bei den Märchen mit ihren mythischen Stoffen zwischen volkstümlicher Überlieferung und Kunstdichtung unterscheiden. Der an sich gewiß anziehende Gedanke, daß sich alle Mythologien in einer höheren Einheit verbinden müssen (er wurde von Friedrich Creuzer, Görres und anderen ausgesprochen), ist bald einer anderen Auffassung gewichen, der nämlich, daß sich auf diesem Gebiete sogar stammestümliche Unterschiede geltend machen. Eine scharfe Trennung wurde namentlich zwischen nordischer (skandinavischer) und deutscher Mythologie gemacht, wobei auf den Norden zunächst das stärkere Gewicht gelegt wurde.

Das war begreiflich, denn Skandinavien verfügte ja über die reichsten mythologischen Schätze aus germanischer Frühzeit. Da waren die Lieder der Edda, die isländischen Sagas, die mythenerfüllen ersten neun Bücher der Dänischen Geschichte des Saxo Grammaticus usw. Was konnten die Südgermanen, die Deutschen, diesem Reichtum entgegenstellen? Nichts als einzelne Bruchstücke, die hier und da ein glücklicher Zufall der Vergessenheit entrissen hatte. Alles, aber auch alles, hatte der Eifer Ludwigs, des sogenannten Frommen zerstört. Vielleicht, daß sich hier aus Märchen, örtlichen Bräuchen usw. noch etwas ermitteln ließ. Die nordische Überlieferung aber bot Schwierigkeiten: sie war jung, denn sie ging kaum über das 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurück. Solange man an der Meinung festhielt, daß die Germanen mit den indogermanischen Bruderstämmen aus Asien eingewandert waren, konnte man annehmen, sie hätten die Grundlagen ihrer mythischen Vorstellungen aus der fernen Urheimat mitgebracht. Je mehr sich aber die Alteingesessenheit des Germanentums auf nordischem Boden herausstellte, um so mehr wurde die Ursprünglichkeit der nordischen Mythologie bestritten. Mit aller Erbitterung entluden sich die Kämpfe um sie in den letzten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, aber ausgekämpft wurden sie noch nicht.

Den Vorrang nordischer Mythologie erkennen wir z. B. aus H. A. M. Bergers „Nordischer Götterlehre“, 1826 (einem Wörterbuch nordischer Mythologie, ähnlich der 1816 erschienenen Veröffentlichung Nyerups) und dann vor allem aus dem reichhaltigen und kaum auszuschöpfenden „Priscae veterum borealium mythologiae lexicon“ des Finn Magnusen, 1828. Dieses, in Verbindung mit der „Geschichte des Heidentums im nördlichen Europa“ J. F. Mones, 2 Bände, 1822/23, bildet noch

nach Wolfgang Golthers „Handbuch der germanischen Mythologie", 1895, „Den Höhepunkt der mythologischen Forschung vor Uhland und J. Grimm. Es war viel Tatsächliches geboten, dessen Wert noch heute andauert und durch die verkehrten Meinungen, welche die Verfasser über die Erklärung des fleißig zusammengetragenen Stoffes hegten, nicht beeinträchtigt wird."

Die verkehrte Auslegung Finn Magnusens bestand für Golther hauptsächlich darin, daß bei ihm die Sternstunde allzu stark hervortrat: „Danach wären die Germanen vorwiegend Sternanbeter gewesen und hätten überaus genaue astronomische Kenntnisse sehr künstlich zu Mythen verwandt." Nach meiner Überzeugung hat der gestirnte Himmel allerdings die Mythologie nicht nur der Germanen, sondern wohl aller Völker, zutiefst beeinflußt.

Welch hohe Stellung die Mythologie einnahm, ersehen wir namentlich aus der „Literarischen Einleitung in die nordische Mythologie" von E. F. Koeppen, 1837, der in der Vorrede meinte, ein einziger Vers der Edda sei mehr wert als alle in den Museen von Kopenhagen und Stockholm aufgespeicherten Schätze. Was mag wohl E. F. Thomsen, der doch fast im gleichen Augenblicke den „Leitfaden für nordische Altertumskunde" hinausgehen ließ, zu einem solchen Satze gesagt haben? Vielleicht hat er gedacht: was nützen mir alle mythologischen Vorstellungen, die mir unter der Hand zerrinnen können; da ziehe ich doch die „materielle" Hinterlassenschaft unserer Ahnen vor, aus der ich mir ein wirkliches Bild von ihrem Leben und ihren Gewohnheiten machen kann. Daß der eine wie der andere Standtpunkt einseitig und darum nicht zu befürworten ist, versteht sich von selbst. Ich erinnere hier an die im 1. Bande meiner „Geschichte der Germanenforschung", S. 110, mitgeteilte, dem 17. Jahrhundert angehördende Ansicht Morhofs, wir erfaßten „im Gewölk dieser Fabeln (der Edda) gelegentlich ein Stück Wahrheit, wenn wir auch fürchten müssen, dabei mitunter statt einer Juno eine Wolke zu umarmen". In eigentümlicher Weise leuchtet diese Auffassung späteren Ansichten, namentlich der Gegenwart, voran.

Einmal hat aber Koeppen seinem gepreßten Herzen Luft gemacht und einer Anschauung Raum gegeben, die noch heute stärkste Beachtung verdient: „Es ist eine von den Geistlichen aller Zeiten emsig verbreitete, jedenfalls schief gestellte Behauptung, das Christentum und die Hierarchie seien dem Aufblühen der Wissenschaft und Literatur besonders günstig gewesen. Wahr ist es, unsere Väter verdanken der Kirche die Schreibkunst, Bücher und Büchergelehrsamkeit, ja den ganzen äußeren Apparat, meistens auch den Inhalt ihrer Literatur; aber darüber hinaus dürfen wir anderseits nicht vergessen, wie nachteilig dieselben zugleich gewirkt haben, indem sie den freien, wilden, naturkräftigen Geist der germanischen Völker künstlich durch römisches Gift zur Impotenz herabzubringen suchten. Sie sind es, die unsre alte Nationalpoesie direkt oder indirekt totgeschlagen, unsrer gesamten Anschauungsweise die schändliche Fessel der lateinischen Sprache angelegt und dadurch das Aufblühen der deutschen Prosa verhindert haben. Was würde unsre mittelalterliche Literatur, namentlich unsre Geschichtsschreibung, ohne den verderblichen Einfluß der Pfaffen und Mönche geworden sein!"

Den Germanen zurückzugeben, was ihnen gehörte und im Laufe der Zeiten verlorengegangen war, war das Ziel der unsterblichen „Deutschen Mythologie", die Jakob Grimm 1835 erscheinen ließ. Ebenso wie mit den Kinder- und Hausmärchen war hier eine Sammlung ins Leben getreten, die den Zeitgenossen einen ungeheuren Reichtum aus ferner Vergangenheit erschloß. Hier wie überall hat sich Jakob Grimm als der treue Eckart des deutschen Volkes und als ein Mann bewährt, der sich dem deutschen Wesen im tiefsten verpflichtet fühlte. Sein Werk steht unter den Erscheinungen des 19. Jahrhunderts über germanische Mythologie da wie ein König unter seinem Gefolge; denn, wer auch immer später andere Wege eingeschlagen hat, ist in erster Linie durch Jakob Grimm angeregt und befruchtet worden. Wir kennen den weitgespannten Begriff „deutsch", mit dem Jakob Grimm arbeitete, wenn wir an seine deutsche Grammatik oder an die „Geschichte der deutschen Sprache" denken. Im gleichen Sinne strebt seine deutsche Mythologie nach Vereinheitlichung des germanischen Mythenschatzes. Man kann dem freilich entgegenhalten, daß Jakob Grimm die nordische Mythologie ausschließen wollte; das Nordische dürfe, wie in der Einleitung gesagt wird, nur da in seine Darstellung einfließen, wo es „seinem Inhalt oder seiner Richtung nach mit dem des inneren Deutschlands zusammentrifft". Der folgende Satz „Alles übrige, der nordischen Lehre allein Eigentümliche, gehört nicht hierher" ist aber schon in der zweiten Auflage ausgelassen worden – vermutlich doch deshalb, weil es eben nicht gut zu umgehen war. Um aber eine falsche Kritik auszurotten, „habe ich wohl eingesehen, daß ich nicht von einer Darstellung der nordischen Fülle, vielmehr der deutschen Armut ausgehend, Ähren lesen mußte, keine Garben schneiden durfte" (Vorrede an Dahlmann).

Er „mußte Ähren lesen" – das bedeutet, daß sein Werk als eine möglichst vollständige Sammlung der Überlieferungen zu gelten habe. Diese Überlieferungen aber in ein System zu zwängen, lag ihm fern. „Ich bekenne – hießt es in der Vorrede an Dahlmann –, daß mir wenig daran gelegen hat, in den Unzusammenhang unserer fast ganz aus der Fuge geratenen Mythen ein System zu entdecken, das der deutschen Götterlehre unter den übrigen des Altertums eigen wäre."

Eine andere Arbeitsweise zeigt das gleichzeitige Schaffen Ludwig Uhlands, dem es darauf ankam, einzelne Göttergestalten herauszuheben und im vollen Umfang der Überlieferung zu zeichnen. Als erste Frucht seiner Forschungen erschien 1836 „Der Mythus von Thor nach nordischen Quellen", dessen Titel schon auf die Beschränkung auf den nordischen Mythenkreis hinweist. Eine weitere Arbeit Uhlands über Odin ist erst nach seinem Tode im 6. Bande der „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage" erschienen.

Neben Uhlands Schrift über Thor sind die im gleichen Jahre erschienenen „Untersuchungen zur Geschichte der teutschen Heldensage" von Joseph Franz Mone zu nennen, denn daß die Heldensagen wie Beowulf und die Nibelungen in das mythische Zeitalter zurückgreifen, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Für die Nibelungen ist dies uns Heutigen durch die Schöpfungen Friedrich Hebbels und Richard Wagners ohne weiteres klar. Für Beowulf hat dann Heinrich Leo den mythischen Gehalt herausgelöst in der Schrift „Beowulf, das älteste deutsche, in angelsächsicher Sprache erhaltene Heldengedicht nach seinem Inhalte und nach seinen historischen und mythologischen Beziehungen betrachtet. Ein Beitrag zur Geschichte alter germanischer Geisteszustände", 1839. Der „mythische Inhalt" ist hier im 2. Kapitel (S. 18–47) behandelt worden.

In der Verbindung der Mythologie mit der Heldensage erblickte Karl Müllenhoff eine westenliche Grundlage der deutschen Altertumskunde. Eine eigentliche „Mythologie der Heldensage", die sich schon im Titel als solche ausweist, hat meines Wissens erst 1886 Wilhelm Müller gegeben.

Wilhelm Müller – das war derselbe, der 1844 eine Ergänzung oder einen Abschluß der deutschen Mythologie Jakob Grimms geben wollte mit seinem Buche „Geschichte und System der altdeutschen Religion". Der Verfasser bekennt, sein Buch auf Grund des Werkes Jakob Grimms aufgebaut zu haben; dieses habe überhaupt den Ausgangspunkt für alle künftigen Untersuchungen zu bilden. Dann fährt er fort: „Für mich

war auch die Verbindung des einzelnen und die Gewinnung neuer Ideen aus dem vorhandenen Stoffe die Hauptsache." Jakob Grimm mochte dieses Buch seines einstigen Schülers als einen Einbruch in sein ureigenes Gebiet aufgefaßt haben und erteilte ihm eine absprechende und sehr persönlich gefärbte Kritik. Gegen sie wandte sich Müller 1845 in einem „offenen Schreiben", das aber keine Lösung der Spannung brachte.

Wilhelm Scherer, der Biograph Jakob Grimms, ist auf diesen Zweikampf nicht eingegangen, aber seine Sätze über Grimms Mythologie verraten, daß er hier die Partei Wilhelm Müllers ergriffen haben würde. Und da sich bei ihm eine immerhin durchsichtige Kritik zum Wort meldete, darf man hier von einem „Streit der Fakultäten" sprechen, ähnlich wie wir ihn vor zwei Menschenaltern in dem Verhältnis der Sprachforschung zur Urgeschichtsforschung kennengelernt haben.

1843 erschien die Deutsche Mythologie Jakob Grimms in erweiterter zweiter, 1854 in dritter, mit der zweiten übereinstimmenden, Auflage. Aber zwischen diesen beiden Auflagen hatte die mythologische Forschung ein anderes Gesicht erhalten: da hatte sich durch Adalbert Kuhn, Wilhelm Schwarz und andere die indogermanische Sprachforschung dieses Gebietes bemächtigt und der philologischen Methode eine mythologische beigesellt. Und wenn von nun an die vergleichende Mythologie neben der vergleichenden Sprachforschung in den Vordergrund trat, so konnte dies auf einer besser durchgearbeiteten Grundlage geschehen, als sie den Forschungen Friedrich Creuzers und seiner Zeitgenossen beschieden war.

„Erst die vergleichende Mythologie kann die Aufgabe (der Mythendeutung) lösen, die als höchstes Ziel der Forschung bei jeder einzelnen vorschweben muß." So heißt es denn auch, dem Fortschritt der Zeit entsprechend, gleich am Beginn des „Handbuches der Deutschen Mythologie mit Einschluß der nordischen", von Karl Simrock, 1853. Bei aller Verehrung für Jakob Grimm hat Simrock doch einen anderen Weg eingeschlagen als dieser: „Unser Verfahren ist das Umgekehrte von dem, welches J. Grimm befolgte. Er hat, wie er sich ausdrückt, die nordische Mythologie nur zum Einschlag, nicht zum Zettel seines Gewebes genommen. Wenn ich sie hier zum Zettel nehmen und das Deutsche im engern Sinn nur als Einschlag benutzen will, so liegt darin die Anmaßung nicht, meine Arbeit der des Meisters an die Seite zu stellen. Was ich gebe, ist nur ein Versuch, eine Aufgabe zu lösen, welche die Zeit gestellt hat, zu der aber meine Kräfte noch schwerlich ausreichen. doch erst wenn sie gelöst ist, kann die Hoffnung sich erfüllen, welche Myth. VIII. ausgesprochen wird, daß endlich der Punkt erscheinen werde, auf dem der Wall zwischen deutscher und nordischer Mythologie zu durchstechen sei und beide zusammenrinnen in ein größeres Ganze." Simrocks Buch blieb einige Jahrzehnte hindurch für eine weite Leserwelt führend, aber eine wissenschaftliche Nachfolge war ihm nicht beschieden.

In dem gleichen Jahr erschien die „Deutsche Mythologie fürs deutsche Volk. Vorhalle zum wissenschaftlichen Studium derselben" von Theodor Colshorn. Als „Vorhalle" war dieses Buch vor allem für die junge Welt bestimmt; es ist mit der Liebe und Begeisterung geschrieben, der der Stoff verdient.

Eine direkte Nachfolge erwuchs der Mythologie Jakob Grimms zunächst durch J. M. Wolf, der 1852 im Anschluß an sie eine „Deutsche Götterlehre; ein Hand- und Lesebuch für Schule und Haus" herausgab und zugleich den ersten Band der „Beiträge zur deutschen Mythologie" erscheinen ließ. Ein Jahr später begründete er die „Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde". Er sah sich für seine Leistungen belohnt durch die ihm „geweihte" von R. Hocker veranstaltete Sammlung „Deutscher Volksglaube in Sang und Sage", 1853. Das war eine herrliche nach Stoffgebieten geordnete Zusammenstellung dichterischer Gaben der Mythologie und Sage, beginnend mit der Seherin Weissagung (Völuspa) und dem Liede von der Heimholung des Hammers durch Thor – beides nach der erst 1851 erschienenen Übersetzung der Edda durch Karl Simrock. Man sieht, welcher Reichtum sich damals den Deutschen erschloß! Dazu kommt noch eine kleine Schrift ohne Verfassernamen: „Mythen, Sagen und Märchen aus dem deutschen Heidentume", 1855. Das Buch erhält besonderen Reiz durch die mythische Erklärung von zwölf Märchen. Als Anhang ist beigefügt eine Übersicht über die heidnischen Gebräuche beim Weihnachtsfeste, aus der Osterzeit und beim Fest der Sommersonnenwende. Zu derselben Zeit wurden „die deutschen Volksfeste, Volksbräuche und deutscher Volksglaube in Sagen, Märlein und Volksliedern" in zwei Bänden, 1854 und 1858, gesammelt von Montanus (eigentlich Vinzenz von Zuccalmaglio; „Montanus" bedeutet „aus dem [ehemaligen] Herzogtum Berg" [heute Bergisches Land] im Rheinlande).

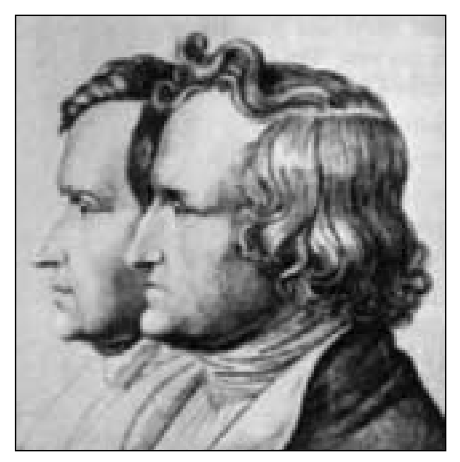
1855 begegnen wir wieder einmal einer Sonderdarstellung: dem Buche „Odin" von Wolfgang Menzel. In ihm wurden zum ersten Male alle Mythen um Odin zusammengestellt, und es ist bis zum Erscheinen des großen Werkes von Martin Ninck, „Wodan und der germanische Schicksalsglaube", 1935, das einzige seiner Art geblieben. Der mannhafte, unserer Gegenwart sehr nahe kommende Standpunkt Menzels bekundet sich schon in der Einleitung: „Spuren eines uralten Zusammenhangs des altdeutschen Göttermythus mit dem indischen und persischen lassen sich nachweisen, aus der gemeinsamen arischen Wurzel ist aber wie im Gangestal und in Iran, so wieder im Norden Europas je ein ganz anderer Baum gewachsen. Gar keinen Einfluß aber übten auf die nordische Götterlehre Griechen und Römer, die vielmehr welchen vom Norden her empfingen, denn das sogenannte klassische Altertum war viel geschmeidiger, empfänglicher und passiver als der stahlfeste, durchaus männliche Norden." Wenn sich indessen bei Menzel Berufungen auf indische Mythologie finden, so haben wir in ihnen nicht Ausstrahlungen der zeitgenössischen vergleichenden Mythologie zu erblicken, sie gehen vielmehr in die Zeit der Romantik zurück, stammen also aus Creuzer, Görres, Rhode usw. Sehr beachtlich ist das Kapitel „Götterheimat und goldenes Zeitalter am Nordpol" (S. 320 ff.), denn es erscheint wie ein Vorläufer von Gedanken, die erst ein halbes Jahrhundert später festere Gestalt gewinnen. – Es sei hier übrigens nachgetragen, daß bereits 1822 Heinrich Leo eine kleine Schrift „über Odins Verehrung in Deutschland" verfaßt hatte – eine für jene Zeit nicht unbedeutende Leistung, die sich aber mit Menzels Buche nicht vergleichen läßt.

Um 1855 steig ein Name rasch am Himmel der Mythologie empor: Wilhelm Mannhardt. Dieser hat später seinen „Antiken Wald- und Feldkulten aus nordeuropäischer Überlieferung", 1877, ein für sein ganzes Leben wie für den Gang der mythologischen Forschung sehr aufschlußreiches Vorwort beigegeben, in dem er bekennt, von Jakob Grimm die erste Anregung erhalten zu haben. Denn so heißt es dort: „Der Wunsch, einem befreundeten Dänen Widerpart zu halten, der mit dem geborenen Schleswig-Holsteinen (Mannhardt wurde 1831 zu Friedrichsstadt geboren) als auszeichnenden Vorzug seines Volkes wieder und wieder dessen herrliche Götterwelt vorhielt, veranlaßte mich, mich um J. Grimms ‚Deutsche Mythologie' zu bemühen. Es waren die Sommerferien; der Augustapfelbaum warf mir seine rotbackigen Früchte in den Schoß. so habe ich, damals Sekundaner, das schwererrungene Meisterwerk von Anfang bis Ende gelesen – und die Richtung meines Lebens war entschieden."

Den Anschluß an Jakob Grimm bekundete Mannhardt, als er für den 3. und 4. Band der Wolfschen Zeitschrift für deutsche Mythologie als Herausgeber zeichnete; im Jahre 1859 stellte die Zeitschrift ihr Erscheinen ein. Auch sein 1860 erschienenes Werk „Die Götter der deutschen und nordischen Völker“ läßt noch den Einfluß Grimms erkennen; diesem Werke sollte noch ein zweiter Band folgen, der aber nie erschienen ist – Mannhardt hatte sich inzwischen einem weiteren Gebiete zugewandt.

Vergleichende Mythologie beherrscht dann auch die letzte größere Abhandlung Wilhelm Grimms „Die Sage von Polyphem“, 1837 (s. auch Kleinere Schriften, Band 4). Man kann die „Sage“ aber auch als „Mythe“ auffassen, denn dieser gehört doch Polyphem als ein Sohn des Poseidon sicher an. Grimm gibt einen Überblick über die große Verbreitung dieser Mythe, die sich unter mehrfachen Abwandlungen bei den verschiedensten Völkern findet; in der nordischen Überlieferung sei ihr Sinn jedoch am klarsten ausgesprochen: die Überlistung des Riesen durch einen Zwerg. (In der Odyssee ist Polyphem der Riese, Odysseus der Zwerg.) Zur Ergänzung der Abhandlung Wilhelm Grimms ist das Kapitel „Die Polyphemsage“ in Carus Sternes Tuiskoland, S. 549 ff., heranzuziehen.

Vielleicht hat die Arbeit Wilhelm Grimms Karl Weinhold zu seiner im folgenden Jahre erschienenen Abhandlung „Die Riesen im germanischen Mythus“ angeregt. Der Name Karl Weinhold hat in unserer Gegenwart wieder neuen Klang dadurch gewonnen, daß man sein „Altnordisches Leben“ (1856) in einer neuen Gestalt herausgebracht hat. Seinem ausgezeichneten Werke „Die deutschen Frauen im Mittelalter“, 1851, waren noch zu seinen Lebzeiten zwei weitere Auflagen beschieden. Wie stark in Karl Weinhold der Geist Jakob Grimms lebendig war, bestätigen die Worte Conrad Müllers in den „Germanischen Erinnerungen an die Alma mater Vratislaviensis“, 1911: „Alle Stimmen kommen darin überein, daß, wie es einmal Paul Pietsch ausdrückte, seit Jakob Grimm niemand mehr die Aufgabe und den Bereich der germanischen Wissenschaft so weit und so tief auffaßte wie er, daß sich auch keinem ihrer jüngeren Vertreter die deutsche Philologie wieder so klar als die Wissenschaft am eignen Volk gestaltet wie ihm. Er beackerte wirklich die deutsche Gesamtflur und begnügte sich nicht mit einigen abgerissenen Streifen. Seine Forschungen reichten von der gotischen und altnordischen Welt über das ganze Mittelalter hin bis zur deutschen Dichtkunst des 19. Jahrhunderts.“ Und gerade hier bewies Karl Weinhold seine



Wilhelm und Jakob Grimm.

starke Einfühlung in alles Volkstümliche dadurch, daß er für seinen schlesischen Landsmann Karl Holtei dasselbe wurde wie Müllenhoff für Klaus Groth und den „Quickborn“.

In jenen Jahren – um 1860 – trat ein neues Gebiet in den Kreis germanischer Wissenschaft ein: die deutsche Volkskunde, von der allerdings der „Große Meyer“, Band 15, 1878, noch keine Notiz genommen hat. Aber einerlei, sie war da. Als ihre ersten Anreger darf man sicher Herder, Arndt und vor allem die Brüder Grimm betrachten; zum wirklichen Durchbruch haben ihr aber erst Männer wie der am Anfang dieses Aufsatzes genannte Ernst Ludwig Rochholz, Karl Weinhold und – von anderer Richtung her – Wilhelm Heinrich Riehl verholfen. Auch Wilhelm Mannhardt darf man diesen Männern beigesellen. Gewiß, er hat andere Wege eingeschlagen als Jakob Grimm vor ihm, aber er hat doch nur ein bestimmtes Gebiet erweitert, das der sogenannten „niederen“ Mythologie, die aber doch ein wesentlicher Bestandteil des ganzen ist. Wie weit sich schon 1868 der Wirkungskreis des damals 37jährigen erstreckte, erkennt man aus dem Titelblatt der kleinen Schrift „Die Korndämonen“; er war nämlich nach diesem „Privatdozent der Berliner Universität, Mitglied des Gelehrtenausschusses des Germanischen Museums zu Nürnberg, der Gesellschaft für deutsche Sprache zu Berlin, der archäologischen Gesellschaft zu Moskau, corresp. Mitglied des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde, der gelehrten estnischen Gesellschaft zu Dorpat, der lettisch-literarischen Gesellschaft zu Riga und Mitau, des Geschichts- und Altertumsvereins zu Narwa, des Vereins zur Kunde Ösels zu Arensburg und des Comité Flamand de France zu Dünkirchen“. Das bedeutet, daß ihm von allen diesen Kreisen – und noch darüber hinaus – bedeutende Anregungen für seine Sammlung volkskundlich-mythologischer Stoffe zuflossen. Seine für alle Zeiten wichigen Untersuchungen hat er in den beiden Bänden der Wald- und Feldkulte zusammengefaßt, von denen der erste 1875 unter dem Titel „Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme“ erschien; der zweite („Antike Wald- und Feldkulte aus nordeuropäischer Überlieferung“, 1877) wurde bereits oben erwähnt. Und neben Mannhardts Werke kann hier gleich des ähnlichen Charakters wegen Heino Pfannenschmidts Werk „Germanische Erntefeste im heidnsichen und christlichen Cultus, mit besonderer Beziehung auf Niedersachsen“, 1878, genannt werden, das natürlich mit germanischer Mythologie in engster Verbindung stand. Im gleichen Jahr (1878) wurde die vierte, von Elard Hugo Meyer besorgte, Auflage der Deutschen Mythologie Jakob Grimms mit dem dritten Bande abgeschlossen.

So sah alles nach außen hin vertrauenserweckend aus. Hatte sich denn wirklich Paul de Lagarde geirrt, als er – ebenfalls 1878 – die bittere Klage ausstieß: „1835 erschien ein Buch, das zu den Epochemachendsten gehört, die je gedruckt worden sind, Jakob Grimms deutsche Mythologie; geschrieben ist es mit der vollen Empfindung deutschen Wesens und deutscher Poesie. Wieviele leben, die es so genossen haben und genießen, wie sein Verfasser es gemacht? Die unschuldig herben Formen deutschen Rechts sind unsern Zeitgenossen so tot wie die alten Sagen und Bräuche unserer Nation. Wir haben nie eine deutsche Geschichte gehabt, wenn nicht etwa der regelrecht fortschreitende Verlust deutschen Wesens deutsche Geschichte sein soll.“ („Die Religion der Zukunft“ in den „Deutschen Schriften“.)

Dieses Wort wird erst verständlich, wenn wir betrachten, was gewissermaßen „unsichtbar dazwischen geht“. Alle Überlieferungen aus der Vorzeit waren dem deutschen Volke entfremdet worde; sie lebten nur in einem streng für sich abgeschlossenen Kreise der Wissenschaft, und selbst aus diesem konnte man oft genug geradezu germanenfeindliche Aussprüche hören. Uns Heutige überrascht gewiß, daß ein Mitarbeiter der Allgemeinen Deutschen Biographie im 9. Bande, 1879, über Heinrich Wilhelm von Gerstenberg schreiben konnte: „Das Gedicht eines Skalden … hat das freilich zweifelhafte Verdienst, die altnordische Mythologie in die deutsche Literatur eingeführt zu haben.“ Überhaupt ist die Allgemeine Deutsche Biographie bei allen unbestreitbaren Verdiensten ein Kapitel für sich. Es gibt kaum einen Vertreter des klassischen Altertums, sofern er nur eine Abhandlung vom Stapel gelassen hat, der in ihr nicht Aufnahme gefunden hätte. Dagegen vermissen wir recht oft

bedeutende Germanisten. So findet sich z. B. über August Raszmann (geboren 1817, gestorben 1891), der 1857/58 das sehr bedeutende Werk „Die deutsche Heldensage und ihre Heimat“ in zwei Bänden herausgegeben hat, keine Silbe. Und auch später noch, nach 1900, müssen sich so berkannte Männer wie Carus Sterne und Elard Hugo Meyer mit wenigen Zeilen im „Nekrolog“ abspeisen lassen.

Schwerster Rückschlag aber kam aus dem Kreise der Mythologen selbst, die ihr Gebiet zum Tummelplatze heftigster Fehden und Anfeindungen machten. Wie sollten sich Außenstehende noch in diesem Wirrwarr der Meinungen zurechtfinden! Wie geflissentlich war man bemüht, der Edda und überhaupt dem nordisch-germanischen Kreise jede Selbständigkeit der Einfindung oder des Urteils abzusprechen! Es kam von nun an nicht mehr darauf an, alle dichterischen Erscheinungen des Nordens von innen heraus zu entwickeln, überall mußten vielmehr Entlehnungen aus der Fremde herangeholt werden, durch die jene erst existenzfähig wurden. Als hauptsächliche Quelle für alle Entlehnungen galt zunächst das Christentum. Als geradezu zerstörerisch erwiesen sich hier zunächst Sophus Bugges „Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensagen“, übersetzt von Oscar Brenner, 1881/89 in drei Heften erschienen. Den gleichen christlichen Spuren folgt Elard Hugo Meyer 1889 mit der „Völuspa, eine Untersuchung“, und 1891 mit der „Eddischen Kosmogonie“.

In den damals schon recht lebhaften Streit platzte 1891 Carus Sternes (Ernst Krauses) „Tuisko – Land, der arischen Götter und Stämme Urheimat“ wie eine Bombe hinein. Wohl kam auch hier die vergleichende Mythologie (die vier Jahre später von Wolfgang Golther als überlebt ausgegeben wurde) zum Worte, aber es war eine andere vergleichende Mythologie als diejenige, die seit den fünfziger Jahren das Feld behauptet hatte. Für diese war, genau wie für die vergleichende Sprachwissenschaft, Vorderasien die Urheimat aller arischen Stämme und damit auch die Urquelle ihrer Überlieferungen. Nun drehte Carus Sterne den Spieß um, und in seiner Darstellung erhielt der germaniche Norden ein bis dahin unerhörtes Maß von Selbständigkeit – auch dem klassischen Altertum gegenüber. War es da ein Wunder, wenn die ganze „Meute“ der Mythologen über Carus Sterne und sein Buch herfiel? Etwas Förderliches, Positives, hat der ganze Streit nicht geboren, es sei denn, da´man die glänzende Abfertigung, die Carus Sterne seinen Gegnern in dem berühmt gewordenen Vorwort (zu den „Trojaburgen Nordeuropas“, 1893), über den deutschen Gelehrtendünkel zuteil werden ließ, als positiv und als eine Reinigung der vergifteten Atmosphäre empfand.

Freilich: der Streit um Selbständigkeit oder Abhängigkeit der germanischen Mythologie ging weiter; ihm konnte auch Karl Müllenhoff mit dem 5. Bande seiner Deutschen Altertumskunde, 1892, in dem er sich besonders mit Sophus Bugge auseinandersetzte, nicht Einhalt gebieten, so sehr er das auch gehofft haben mochte.

Übrigens hat Elard Hugo Meyer 1891 neben der Eddischen Kosmogonie noch eine „Germanische Mythologie“ erscheinen lassen, in der alle Göttererscheinungen in bloße Naturgewalten ausgelöst wurden – ähnlich wie wir es aus früheren Werken von Wilhelm Schwartz kennenlernten. Für Carus Sterne bot dieses Werk willkommenen Anlaß, seinem Verfasser, der ihn (Carus Sterne) weidlich an den Ohren gezaust hatte, einige recht drastische Hinweise zu geben. Man kann von einem „Glück“ sprechen, daß Elard Hugo Meyer 1898 die „Deutsche Volkskunde“ herausgegeben hat. Durch dieses wirklich frische, lebendige Buch hat er vieles wiedergutgemacht.

Das Urteil über seine Germanische Mythologie war bei den Zunftgenossen durchaus nicht einheitlich: Wolfgang Golther hat sie gelobt, Friedrich Kauffmann, damals in Jena, hat sie in Grund und Boden verurteilt. Und als 1903 seine „Mythologie der Germanen“ erschienen war, schrieb Wilhelm Ranisch, der zwei Jahrzehnte später das Ragnarök-Werk Axel Olriks in der Übersetzung herausgab: „Ebenso wenig kann ich Meyer folgen in dem, was er über das Christentum in der nordischen Götterdichtung lehrt. Daß ein nordischer Dichter des 11. oder 12. Jahrhunderts, der zugleich ein gelehrter Theologe war, eine Summa Theologiae in eine Rätselsprache umdichtete, die im Norden sonstwo durchaus ohne Beispiel ist, bleibt nach wie vor eine bare Unmöglichkeit. Der Einsicht freilich, daß christliche Anschauungen den Dichter der Völuspa beeinflußten, wird man sich – besonders nach A. Olriks pfadweisender Schrift ‚Om Ragnarök‘ – nicht mehr verschließen dürfen.“

In einer sehr gelehrten Schrift „Kelten und Nordgermanen im 9. und 10. Jahrhundert“, 1896, holte Eugen Mogk die Kelten als die Befruchter des germanischen Nordens heran. Zwar wurde ihm einmal deutlich, „daß der Einfluß der Germanen auf die Iren größer ist als der der Iren auf die Norweger“; aber doch kam er zu dem Schlusse, daß die Blüte der isländischen Literatur „gezeitigt ist durch den engen Verkehr mit den Kelten, die die Phantasie der Nordgermanen befruchtet haben“. Wie hätte man von den Germanen auch anders denken können!

Alles in allem kann man von den Leistungen der achtziger und neunziger Jahre des vorvorigen Jahrhunderts sagen: die Analytiker, d. h. die Auflöser, hatten volle Arbeit getan. Für die unheimliche Ernüchterung in der Welt der Mythologen sprechen einige Sätze Friedrichs von der Leyen aus dem Jahre 1897: „Gerade die Geschichte dieser Wissenschaft (der Mythologie) zeigt deutlicher als irgend eine andere das stets wachsende Mißtrauen der Forscher gegen ihre eigene Gelehrsamkeit und ihren eigenen Scharfsinn. Früher schwelgte man in dem stolzen Vertrauen, die ganze Mythologie unserer deutschen Vorzeit entdeckt zu haben, und war glückselig im Besitz dieses Schatzes … Und heute? Da hat man längst die Hoffnung aufgegeben, daß ein Aufbau der deutschen oder gar der indogermanischen Mythologie gelingen könne, da hat man einsehen gelernt, daß fast alle Deutungen falsch waren, und hat den Glauben daran eingebüßt – da wittert man in den Überlieferungen überall christliche und unechte Bestandteile … An die Stelle des jugendlichen Überschwangs und der siegesfrohen Begeisterung trat eine kühle, oft spöttische Skepsis, eine vernünftige Nüchternheit – nicht einmal eine schmerzliche Resignation“ (Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 100 vom 5. Mai 1897). Es will doch etwas besagen, daß gerade Wolfgang Golthers „Handbuch der germanischen Mythologie“, 1895, dem Verfasser Anlaß zu diesen Äußerungen gab.

„Eine Neutralität, wie die von Golther durchgeführte – sagt v. d. Leyen weiterhin – nimmt der Darstellung die lebensvolle Wärme“, und doch ist sie geeignet, „allen, die sich danach sehnen, eine klare Einsicht in die deutsche Mythologie zu gewähren“. Besonders wohltuend berührte es v. d. Leyen, daß Golther sich, wo es nur irgend ging, an Ludwig Uhland anschloß, denn „dieser erkannte und schilderte das Wesen unsrer alten Götter, wie kein anderer – sein Auge blickte in die Seele unsrer Vorzeit, und darum geben seine Schriften den Gestalten Thors und Odins gleichsam ihr altes Dasein zurück. Das ist mehr, als Jakob Grimm vermochte – in seiner Mythologie sind mir die Partien am liebsten, welche die lieben Gestalten unsres deutschen Märchens, die Elfen, Nixen und Kobolde schildern. Auch darin unterscheidet sich Uhland von Jakob Grimm, daß er eine Entwicklungsgeschichte des Cultus zu zeichnen versuchte – das erstreben heute unter an-

deren die Forschungen Karl Weinholds –, und Golther folgt auf diesen Pfaden dem Meister gleichfalls nach.“

Trotz aller „Nüchternheit“ und aller „Neutralität“ kann v. d. Leyen also Wolfgang Golther seine Anerkennung doch nicht versagen, und in der Tat: sein Buch gibt eine lückenlose Übersicht über die germanische Mythologie nach den Quellen des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung. Es kann daher auch noch der Gegenwart von Nutzen sein. Und wenn Golther wieder an Uhland angeknüpft und damit einen Zeitraum von sechs Jahrzehnten überbrückt hat, so ist auch das bezeichnend – und zugleich auszeichnend für Uhland; denn dieser war nicht nur ein feinsinniger Forscher, sondern auch ein echt volkhafter Dichter – und Dichter sind nach einem Worte von Alexander von Peez „Propheten – die früheste und letzte Essens des Volksgeistes ist in ihnen lebendig und, wie sie ohne Urkunden die Vorzeit verstehen, so gießen sie zeitweise hellen Schein in künftige Jahrhunderte“.

Theobald Bieder

Es ist noch wie ein holdes Kind
und schaut uns freundlich fragend an.
Es eilt die Zeit, das Jahr verrinnt –
du neues Jahr, wie blickst du dann?
Du wirst dereinst in guter Ruh
zu deinen tausend Ahnen gehn.
Dann laß auch uns, gereift wie du,
dem nächsten Jahr ins Auge seh'n.

J. O. Plassmann



Aus Deutschlands Vorzeit: Die Jungsteinzeit

Teil 1

Ab dieser Ausgabe der „Nordischen Zeitung“ beginnen wir in mehreren Folgen unter der Rubrik „Unseren jungen Gefährten“ mit einer reichlich bebilderten Reihe aus Deutschlands Vorzeit.

Warum wir mit der Jungsteinzeit beginnen

Seit man sich ernsthaft mit Vorgeschichte beschäftigt hat, ist man übereingekommen, den zweiten Zeitraum, den sie umfaßt, in drei Abschnitte zu gliedern, die nach dem jeweils für Werkzeug und Waffe gebräuchlichen Werkstoff benannt werden. Man unterscheidet somit eine Stein-, eine Bronze- und eine Eisenzeit. Alle drei werden wiederum in sich unterteilt, die Steinzeit zum Beispiel in Alt-, Mittel- und Jungsteinzeit.

Warum wollen wir nun unsere Einführung in die Vorgeschichte Deutschlands erst mit der Jungsteinzeit beginnen? Gab es nicht schon sehr viel früher ein bewegtes Leben auf deutschem Boden?

Gewiß! Aber wir wollen hier nicht von Erdzeitaltern vor Jahrmillionen sprechen, ihren Gesteinen, ihren Pflanzen, ihren Bäumen und ihren Tieren. Auch nicht von dem Eiszeitalter, dem Diluvium vor Jahrzehntausenden, wo schweifende Jäger (Nomaden) Deutschland durchzogen, von einem Körperbau, der sich gewaltig von dem des heutigen Menschen unterschieden hat, den Menschen aus dem Neandertal bei Düsseldorf, ohne ausgeprägtes Kinn und mit fliehender Stirne. Auch nicht von den Menschen, die am Ausgang der Altsteinzeit den deutschen Boden bewohnten, obgleich sie im Körperbau den heutigen Menschen fast glichen; denn auch sie zogen noch immer unstet umher, den eiszeitlichen Tieren, Rentier, Mammut, Nashorn nach. Wir können diese Zeiträume, lange ehe die Vorgeschichte in das allgemeine Blickfeld getreten war, außerhalb unserer Betrachtung lassen, weil es noch keine Ortsgebundenheit gab. Wir stellen hier vielmehr den Menschen in die Mitte, der mit seinem Volkstum unsere Ahnenreihe eröffnete.

Und darum müssen wir mit der Jungsteinzeit beginnen, weil wir in ihr die ersten Spuren dieses Menschen und den Beginn seiner Eroberung des deutschen Lebensraumes entdecken.

Die Jungsteinzeit wird manchmal in der Sprache der Wissenschaft auch noch Neolithikum genannt, eine Wortbildung, die aus dem Griechischen stammt, wo néos neu, jung heißt und lithos Stein. Wenn wir in die Jungsteinzeit zurückwandern, kommen wir, von unseren Tagen ab gezählt, 5 Jahrtausende zurück, das heißt etwa in die Zeit des 3. Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung. Und über ein Jahrtausend hat dieses letzte Zeitalter des Steines gedauert!

Die wichtigsten Merkmale der Jungsteinzeit

Im Gegensatz zu der Altsteinzeit, wo der Stein nur zugehauen, geschlagen



Abb. 1: Altsteinzeitliche Höhle

verwendet wurde, kannte die Jungsteinzeit für Werkzeug und Waffe bereits den geschliffenen und durchbohrten Stein. Doch mit dieser neuen Erfindung erschöpft sie sich keineswegs. Entscheidend ist, daß der Mensch, der bisher ein schweifender Jäger war, nun zum seßhaften Bauern und Viehzüchter wurde. Er baute Getreide an, Gerste, Weizen, Hirse, und Hülsenfrüchte, lagerte sich Vorräte in Scheunen ein, zähmte sich Haustiere, das Pferd, Rind, Schaf, die Ziege, das Schwein. Auch der Hund war schon sein treuer Begleiter. Der Mensch, der bisher seinen Unterschlupf in Höhlen (Abb. 1) und Zelten gesucht hatte, zimmerte sich nun ein wohnliches Haus. Neben dem Stein war das Holz sein wichtigster Werkstoff. Und der Mensch der Jungsteinzeit schaffte sich seinen Hausrat, formte sich Gefäße von hoher Vollendung, wußte sie liebevoll und mit Geschmack zu schmücken.

Wir werden nie erfahren, wie die Völker geheißen haben, die damals unser Vaterland bevölkerten, nie wissen, wie sie gesprochen haben. Wir bescheiden uns damit , sie nach den ihnen eigentümlichen Gefäßformen und Zierweisen, nach ihren Waffen oder aufgefundenen Wohnplätzen zu benennen.

DER NORDISCHE KREIS

Wenden wir uns den sechs wesentlichsten Völkergruppen der Jungsteinzeit zu!

Die Riesensteingräber

Wer durch die Lüneburger Heide wandert, durch Schleswig-Holstein, Pommern oder die nördliche Mark Brandenburg, trifft zuweilen auf riesige Steinblöcke, die erst bei genauerer Betrachtung nicht als regellos aufgetürmt, sondern als Teile eines planmäßigen Baues erkennbar werden. Dichter haben diese Steinbauten besungen, Maler

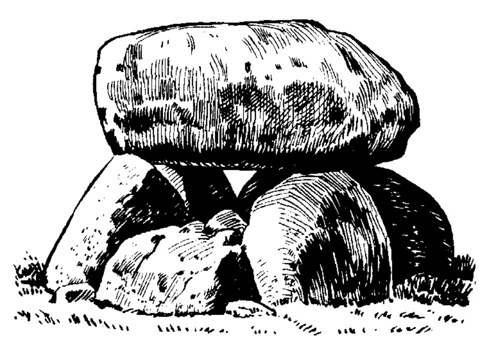


Abb. 2: Der Dolmen

sie im Bilde verherrlicht, Sagen und Märchen ranken sich daran. „Hünen“, sagt der Volksmund, Menschen von riesigem Wuchs sollen darin ruhen. Es sind die Riesensteingräber, die gewaltigsten Denkmäler aus Deutschlands Vorzeit.



Abb. 3: Steinhaus von Fallingbostel

Ernst und feierlich ragen sie in der einsamen Heidelandschaft auf.

Die Wissenschaft der Vorgeschichte nennt sie Megalithgräber, nach dem Griechischen mégas = groß und lithos = Stein. Sie finden oder fanden sich über ganz Norddeutschland, vom Rhein bis zur Weichsel, von Südschweden bis an den Rand des deutschen Mittelgebirges. Als Baustoff sind die Jahrhunderttausende vor unserer Zeitrechnung vom Gletschereis gebrachten und verstreuten Findlinge oder erratischen Blöcke (verirrte Blöcke) verwendet worden.

Die älteste Form besteht aus drei bis vier Tragsteinen, auf denen der mächtige Deckstein lastet. Man nennt sie Domen, ein Wort, das aus dem Keltischen stammt und soviel wie Tisch bedeutet. Denn man hielt die Dolmen anfangs für Opfertische. Als Beispiel bilden wir den Dolmen von Birkenmoor, Kreis Hannover ab (Abb. 2). Aus dieser einfacheren Form hat sich das sogenannte Ganggrab entwickelt, dessen weit größere Kammer sechs oder mehr Tragsteine bilden, welchen Raum auch zwei oder mehrere Decksteine überdachen. In die Grabkammer führt ein Gang, der länger oder kürzer sein kann und gleichfalls überdacht ist. Die bekanntesten Ganggräber sind die „Sieben Steinhäuser“ bei Fallingbostel in der Lüneburger Heide und der Denghoog auf der Insel Sylt. Sie vertreten die beiden Arten, das Lang- und das Kurzganggrab (Abb. 3 und 4).

Die Riesensteingräber waren nicht nur für einen einzigen Toten bestimmt, sondern dienten als Erbbegräbnis einer ganzen Sippe. Durch den offenen Gang konnten immer wieder Verstorbene in das Grab hineingetragen werden (Nachbestattung). Über- und nebeneinander haben so ganze Geschlechterfolgen lang ausgestreckt im gleichen Grabe ihre letzte Ruhe gefunden. In dem offenen Gang wurden Totenopfer abgehalten und im Winter Totenfeuer angezündet, damit die Verstorbenen nicht frieren sollten.

Wer hat nun diese Riesensteingräber erbaut?

Ein kraftvolles Volk, das seine Toten mit diesen Denkmälern für die Ewigkeit ehren wollte, ein Volk aus zwei engverwandten Rassen, der nordischen und der fälischen. Ihr Unterschied lieg kurz gesagt darin, daß der nordische Langschädel schmal und hochstirnig ist, der fälische, der nach seinem großen Vorkommen in Westfalen genannt wird, zwar auch ein Langschädel, aber mehr breitgesichtig ist. Wenn auch kein Heldenlied die Heldentaten dieses Volkes singt, so viel ist gewiß: Seine Denkmäler künden von dem festen Band einer Volksgemeinschaft! Nur ein gemeinsamer Wille konnte solche gewaltige Bauten errichten, Decksteine vom Gewicht bis zu 600 Zentnern mit den einfachsten Hilfsmitteln aufzutürmen.

Vor Jahrtausenden standen diese Bauten nicht so kahl in der Ebene wie heute. Sie waren von einem sandigen Erdhügel überwölbt, der erst im Laufe der Zeiten durch Regen und Sturmwind abgeschwemmt und fortgeweht worden ist. Leider hat menschlicher Unverstand bis vor noch nicht langer Zeit zahllose dieser ehrwürdigen Zeugen der Vorzeit zerstört, sie als Steinbrüche für den Straßenbau ausgebeutet. Im Kreise Ülzen in der Lüneburger Heide haben im Jahre 1846 noch 219 Riesensteingräber gestanden, bei einer Zählung kurz vor dem 1. Weltkrieg sind es nur noch 14 gewesen.

Abbildung 5 zeigt den Bau eines solchen Riesensteingrabes. Die wuchtige Deckplatte ist vorher durch ein Holzgerüst abgestützt, einige Trägersteine stehen bereits, der Schlußstein für die Schmalseite wird mit Hilfe von Hebeln und Rollen herangebracht. Der Bauführer gibt den kräftigen Männerarmen das Zeichen zum Anheben.

Soweit diese Riesensteingräber nicht ausgeplündert waren, fand man in ihnen außer den Gebeinen der Toten

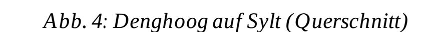


Abb. 4: Denghoog auf Sylt (Querschnitt)



Abb. 5: Bau eines Riesensteingrabes

Steingeräte und Tongefäße. Auch im Jenseits sollte der Tote seine Werkzeuge und Waffen nicht entbehren, nicht hungern und dürsten; gefundene Gefäße enthielte Reste von Speise und Trank. Aus dem Formenreichtum der Gefäße sind zwei besonders bezeichnend: der Becher mit trichterförmigem Hals und die Kragenflasche, deren kragenähnlicher Hals zum bequemeren Halten der Flasche gedient hat. Die Muster dieser Gefäße sind mit einem spitzen Stäbchen oder Knöchel (Tiefstichverzierung) eingeritzt oder eingestochen. Wir staunen heute über die schönen gleichmäßigen Formen, die noch ohne Töpferscheibe aus freier Hand gebildet worden sind, über die sinnvoll angebrachten, straffen Verzierungen, überkreuzte Linien, Zickzack und Raute.

(Fortsetzung folgt im nächsten Heft)



Sneewittchen

1. Bild

(Man hört winterliches Schlittengeläute mit Jauchzen, danach)

Rufe:
Frau Königin, schaut auf uns her.
Wir lieben Euch von Herzen sehr.
Was hockt Ihr am Fenster dort?
Kommt mit, wir wissen bessern Ort!
Der Schnee liegt hoch, der Schnee liegt weit.
Kommt mit zur großen Fröhlichkeit!

Königin:
Fahrt immer zu! Fahrt immer zu!
Der Königin geziemt die Ruh.
(Das Lärmen verzieht sich)

Königin (für sich):
Was sollen wir mit Schlittenglöckchen?
Ich näh am ewigen Kinderröckchen.
O weh mir armen Königin,
die keines Kinds ich selig bin.
Der Schnee so weiß, der Schnee so rein –
könnt' eines Kinds ich fröhlich sein!
Au weh! Der Stich, der war nicht gut.
Vom Finger tropft das rote Blut,
drei Tropfen Blut rot in den Schnee –
ach – hätte ich ein Kindlein eh'
so rot wie Blut, so weiß wie Schnee,
so blond wie die Sonne. Mir ist,
als ob vor Freud' ich sterben müßt –

2. Bild
Am Schloßbrunnen

(Mehrere Mädchen mit Krügen usw.)

Sie singen miteinander:
Der Brunnen tropft und tropft.
Mein Herze – hoch! – es klopft.
Es klopft und hört nicht auf
so wie des Brunnens Lauf,
so wie das Wasser für und für.
O wäre doch mein Liebster hier!

1. Mädchen:
Hat alle Lieb doch ihre Zeit.
Längst hat der König neu gefreit.

2. Mädchen:
Ist schön, die neue Königin,
hat einen hohen harten Sinn.

1. Mädchen:
Ich fürchte mich vor dem Gesicht.
Die neue Königin mag ich nicht.

2. Mädchen:
Ein' Königin ist nicht wie ich.
Ich lieb sie stolz und hoffärtig.

3. Mädchen:
Ich mag sie auch nicht dumm und dick.
Doch hat sie einen bösen Blick.

1. Mädchen:
Sie hat den Teufel wohl im Blut.
Sneewittchens Mutter, die war gut.

3. Mädchen:
Der König, der ist worden schwach,
sieht seinem Weibe alles nach.

1. Mädchen:
Auch, wenn sie mit Sneewittchen schilt.

3. Mädchen:
Und war doch sonst so gut und mild.

4. Mädchen:
Jaja – das Weib, das ist verrucht.
Und nichts als pure Eifersucht!

2. Mädchen:
Pst! Pst! Halt deine Zunge an!
Hat manche damit fehlgetan.

1. Mädchen:
Sneewittchen zwar – das Kind ist schön.
Ich sah es heute morgen gehn.

4. Mädchen:
Doch immer traurig geht's einher,
denn es hat keine Mutter mehr.

3. Mädchen:
Die Wasserkrüge sind gefüllt.
Kommt, daß die Königin nicht schilt!

Alle singen:
Das Wasser hält nicht auf,
hat immer seinen Lauf.
Es rinnet für und für.
O wär' mein Liebster hier!

(ab)

3. Bild
Zimmer der Königin mit dem Spieglein

Königin:
Man kennt mich als die Königin
durch alle meine Lande hin.
Ich bin die schönste aller Frau'n.
Ist schöner keine mehr zu schau'n.
Wann's eines Tages anders wär',
wär' ich die Königin nicht mehr.
Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die Schönste im ganzen Land?

Spieglein:
Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier.
Aber Sneewittchen ist tausendmal schöner als Ihr.

Königin:
Schweig! Wer wär' schöner wohl als ich!
Dein Spruch ist falsch! Besinne dich!
Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die Schönste im ganzen Land?

Spieglein:
Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier.
Aber Sneewittchen ist tausendmal schöner als Ihr.

Königin:
Ich dank' dir, daß du mich belehrt.
Es hat doch niemand noch gehört?
So lügst du nicht. Dein Spruch ist wahr.
Sneewittchen sei des Lebens bar.
Der König sprach – ich saß dabei –
daß es der Mutter ähnlich sei
mit jedem Jahre mehr. O nein:
ich muß und will die Schönste sein!
Der Jäger komme!

Jäger: Königin?

Königin:
Hier dieses – nimm es ruhig hin –

Jäger:
Den Ring von Gold?

Königin: Und dieses hier!
Sneewittchen, nimm's geheim mit dir –
du hörst es – keiner darf es sehn.
Tief in den Bannwald sollst du gehn.
Dort töte es!

Jäger: Königin – nein!

Königin:
Wenn ich's befehle, muß es sein!
Ihr Herze bringst du mir als Pfand.

Jäger:
Frau Königin, mir bebt die Hand –

Königin:
Das gibt sich. Tu nach dem Gebot!

Jäger:
Ich will es tun – O große Not!
(ab)

Königin:
Nun, kluges Spieglein an der Wand,
hat sich dein Sprüchel bald gewandt.

4. Bild
Im Königshof

Jäger:
Sneewittchen!

Sneewittchen:
Jäger?

Jäger: Königskind,
komm mit mir, wo die Rehlein sind!

Sneewittchen:
Die Rehlein mit den Augen blank?

Jäger:
Die Rehlein, wohl!

Sneewittchen:
Habt Dank! Habt Dank!
Allein – was schaust du mich so an,
so eigen an, du Jägersmann?
Mir wird so ängstlich zu Mut –

Jäger:
Nimm Mantel nun und Tuch und Hut.
Der Wald ist weit. Wir schreiten baß.

Sneewittchen:
Und du erzählst vom Walde was,
von dem Getier, von Baum und Wind –



Jäger:
Es war einmal ein Königskind –

Sneewittchen:
War ich es?

Jäger: Das war wunderschön,
wie keines auf der Welt zu sehn.

Sneewittchen:
Das war ich nicht.

Jäger: Da kam der Neid
und bracht' ihm Bitternis und Leid.
Das Königskind –

Sneewittchen: Halt, Jäger halt!
Nichts von dem Kind! Erzähl vom Wald!

Jäger:
Der Wald stand stumm. Und es geschah.
Kein Aug' das Königskind mehr sah –

Sneewittchen:
Wo blieb es dann?

Jäger (hart): Wir sind am Ort.
Auch du kommst nimmer von hier fort.
Mach schnell, bedecke dein Gesicht!
Ich soll dich töten – und kann es nicht.

Sneewittchen:
Mich töten? Du? O Jägersmann,
hab' nie doch Böses dir getan.
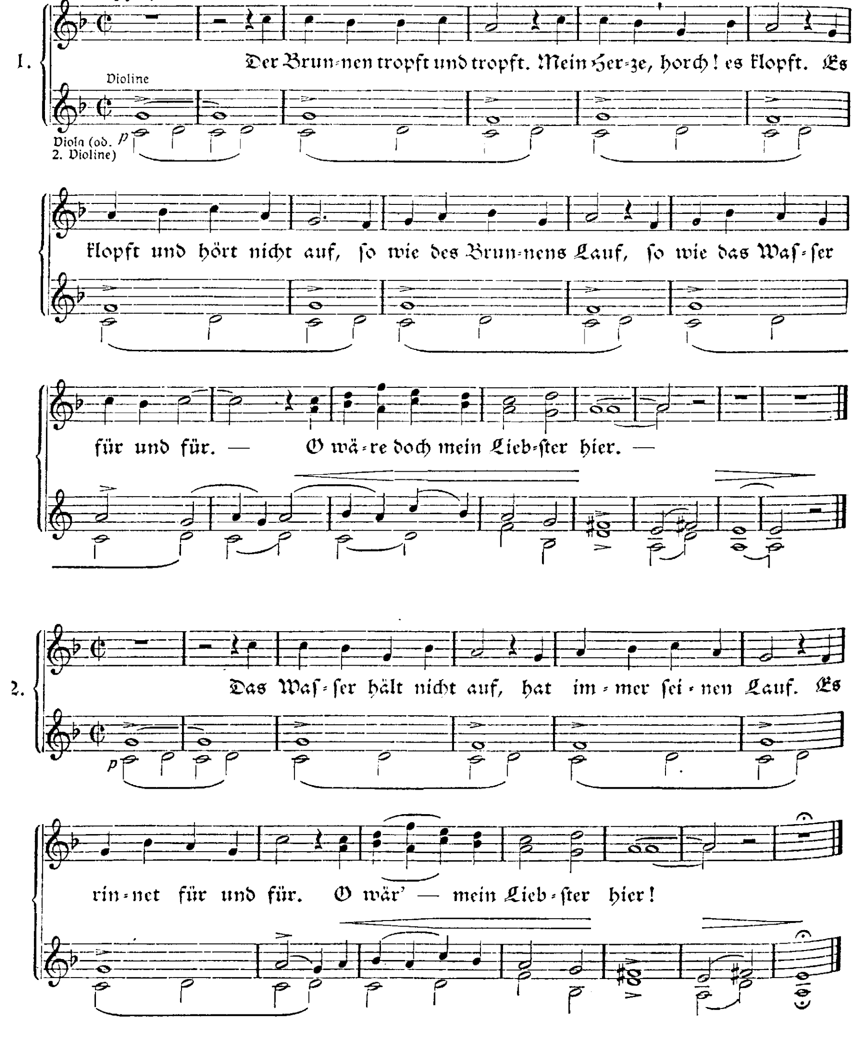
Jäger:
Die Königin befahl es mir.

Sneewittchen:
O Grauen! O Grauen! – Fort von ihr!

Jäger:
So laufe fort! Lauf fort waldein!
Und möge Gott dir gnädig sein!
(Sneewittchen ab)

Jäger:
Wie bin ich froh, ich Jägersmann,
daß ich die Untat nicht getan!

(Fortsetzung im nächsten Heft)





Der 13te Krieger

Am Montag, den 4. Nebelung 3802 n.St., wurde zu später Stunde im ZDF als deutsche Fernseh-Erstaufführung ein Film ausgestrahlt (auch von den Fernsehzeitungen als „Spitzen-Film“ eingestuft – was aber meistens nichts zu sagen hat), den ich für sehr bemerkenswert halte, obwohl ich neuen Filmen gegenüber, vor allem wenn sie dann auch noch aus den USA kommen, äußerst kritisch eingestellt bin.

Es handelt sich um den Film *„Der 13te Krieger“*, gedreht im Jahre 3799 n. St., Regisseur: John McTiernan (dem Namen nach ist er schottischer Abstammung).

Nun kurz zu der Handlung des Films:

Im Jahre 922 n.d.Ztr. schlägt es einen jungen, poetisch begabten Araberfürsten aus Bagdad (welch Parallelen!!) zu den Wikingern, bei denen mysteriöse Bestien ihr Unwesen treiben. Verhüllt von nächtlichen Nebeln, verwüsten sie schutzlose Dörfer der Wikinger. Der Weissagung nach können nur 13 auserwählte Krieger den Kampf gegen die dunklen Horden gewinnen. Und: Der 13. Krieger muß ein Fremder sein. Der gesuchte Mann ist dann dieser Fürst aus Bagdad.

Aus religiösen Gründen (für ihn existiert nur Allah als Gott) kommt dieser anfangs mit den heidnischen Wikingern und ihrem Anführer, dem hünenhaften Krieger Buliwyf, überhaupt nicht zurecht. Von Kampf zu Kampf gegen die Unterwelt sieht er jedoch ein, daß gerade die heidnische Lebensart mit ihrer Gläubigkeit und Todesverachtung am Ende zum Siege verhelfen wird.

Beim Endkampf gegen eine Art Halbmenschentum (im Film werden diese auch so, nämlich als halb Mensch und halb Tier bezeichnet, und sie sehen auch so aus) kommt es dann zum filmischen Höhepunkt:

Der Wikingerführer stellt sich dem Kampf mit den Worten:

„Hinter den Toren von Walhalla, wo die tapferen Männer für alle Ewigkeit leben – dort treffe ich dann meinen Vater, dort treffe ich meine Mutter, meine Schwester und meine Brüder!“

Der Mann aus Bagdad: „Sie bitten mich, meinen Platz zwischen ihnen einzunehmen!“



Ein anderer Wikinger fällt ins Wort: „DORT TREFFE ICH MEINE AHNENREIHE VON BEGINN AN!“

Die Schlacht wird mit Hilfe des Glaubens an die germanischen Götter gewonnen. Es gibt viele Opfer – aber sie sind nicht umsonst – die Dörfer der Wikinger werden gerettet. Selbst eine anschließende germanische Baumsargbestattung wird in den Film eingeflochten.

Nach der Rettung der Wikingerdörfer heißt es nun Abschied nehmen von dem 13ten Krieger, dem Mann aus Bagdad. Der Araber kann auf einem Wikingerschiff zurück in seine Heimat reisen. – „Lebt wohl, Nordmänner“, sind seine letzten Worte, „Allahs Segen möge auf den Göttern der Heiden ruhen.“ – Aber er ist sich nach all diesen Erlebnissen im Glauben an Allah nicht mehr so sicher. Um so mehr sind es die Wikinger im Glauben an ihre Götter – fröhlich winken sie ihm zu und loben ihre nordischen Götter.

Erfreulich an diesem Film ist auch, daß es sich bei den Schauspielern fast ausschließlich (bis auf den Araber, der von dem in Malaga geborenen, westischen Spanier Antonio Banderas dargestellt wird) um nordische Charaktere handelt. Die Namen der meisten Schauspieler sind auch nicht amerikanisch (Hauptdarsteller: Vladimir Kulich, Dennis Storhøi, Mischa Hausermann). Die dargestellten Wikinger sehen rassisch größtenteils wirklich so aus, wie man sich echte Wikinger vorstellt.

Insgesamt gesehen handelt es sich bei diesem Film um ein modernes Märchen aus der Zeit unserer Vorfahren – aber sehr gut gemacht: gute Darsteller, düstere Farben, bombastische Musik, spannend bis zur letzten Minute und ein bißchen wie die alten Sagen.

Aber vor allem bringt uns dieser Film das Heidentum als etwas Positives herüber – und nicht die Wikinger sind diesmal die Bösen, sondern die anderen, die in diesem Film passend als „Halbmenschen“ dargestellt werden.

Ein wirklich sehr empfehlenswerter Film, der inzwischen auch als DVD erhältlich ist.

Im Übrigen basiert die Geschichte auf den historischen Aufzeichnungen des arabischen Chronisten Ahmed Ibn Fahdlan, der im 10. Jahrhundert n.d.Ztr. durch Zentralasien reiste und auf eine Gruppe nordischer Krieger traf.

Jürgen Mosler



Brunnenkresse als Frühjahrssalat

Wer immer die Möglichkeit hat, sich von Februar ab aus einem fließenden Wasser im Freien oder auch vom Wochenmarkt frische Brunnenkresse zu besorgen, sollte diese Gelegenheit wahrnehmen.

Man schneidet mit einem scharfen Messer oder der Schere die jungen Triebenden mit 4 bis 5 Blättern vorsichtig ab, so daß nicht die lose im Schlamm sitzenden Wurzeln und Stengel herausgerissen werden.

Braucht man das Sammelgut nicht auf einmal, kann man sich für 2 bis 3 Tage einen Vorrat in den Keller legen auf feuchtem Sand oder feuchtes Papier; so

hält er sich frisch, wenn er ein- bis zweimal am Tage mit frischem Wasser besprengt wird.

Wegen der möglichen Unreinigkeiten im Wasser, anhaftenden Wurmeiern, legt man die Brunnenkresse zunächst eine halbe Stunde in Salz- oder Essigwasser und wäscht dann mehrmals gut nach. Durch das Salzwasser werden die Blätter leicht weich, darum ist es gut, sie nach dem Waschen einige Stunden auf ein sauberes Tuch im kühlen Raum auszubreiten, dann werden Stengel und Blätter wieder straff.

Vor dem Anrichten schneidet man die Triebe mit den Blättern fein, wie Endiviensalat, und gibt sie erst kurz vor dem Anrichten in die Salattunke.

Die Salattunke sollte stets außer mit Öl, Weinessig oder Zitrone und Salz mit frischen und getrockneten Gewürzkräutern bereitet werden. Frische Gewürzkräuter um diese Zeit aus dem Blumentopf am Fenster: Schnittlauch, Petersilie, Rosmarin, Salbei usw. Aus dem Freien: Gänzeblümchen. Getrocknet: Basilikum, Quendel, Thymian, Koriander, Portulak und andere mehr in der zusagenden Geschmackszusammenstellung. Auch ein oder zwei gekochte Pellkartoffeln gehören, zerdrückt, in die Salattunke. Die kunstvolle Bereitung der Salattunke ist immer entscheidend für den Wohlgeschmack des Salates! Das gilt zugleich für alle Wild- und Kultursalate. Jene lieblose Art der Salatbereitung, wobei man sich die Blätter aus einem Schüsselchen mit Wasser schwimmend herausfischen muß, sollte endgültig der Vergangenheit angehören!

Wegen ihres Reichtums an Vitaminen, Mineralsalzen und drüsenanregenden Stoffen gehört die Brunnenkresse zu den wertvollen Frühjahrs-Wildsalaten.

ᛞᚨᛊ ᛖᛁᚾᛉᛁᚷᛖ ᛉᛁᛖᛚ

ᛗᛖᛁᚾ ᛁᚾᚾᛖᚱᛊᛏ´ ᛊᛖᛁᚾ ᚡᛖᚱᛚᚨᚾᚷᛏ ᚾᚨᚲᚺ ᚨᚾᛞᛖᚱᚾ ᛏᚨᛏᛖᚾ
ᚨᛚᛊ ᚾᚨᚲᚺ ᛞᛖᛗ ᚴᚱᛖᛁᛊᛚᚨᚢᚠᚴᚨᛗᛈᚠ ᚢᛗ ᛏᚱᚨᚾᚴ ᚢᚾᛞ ᛊᛈᛖᛁᛊ´;
ᛁᚲᚺ ᚴᚨᚾᚾ ᛊᛖᚺᚱ ᚹᛟᚺᛚ ᛊᛟ ᚹᛁᛖ ᛞᛁᛖ ᚨᛊᛁᚨᛏᛖᚾ
ᚨᚢᛊᚴᛟᛗᛗᛖᚾ ᛗᛁᛏ ᛞᛖᚱ ᚺᛟᚺᛚᛖᚾ ᚺᚨᚾᛞ ᚡᛟᛚᛚ ᚱᛖᛁᛊ!

ᛗᛖᛁᚾ ᛖᛁᚾᛉᛁᚷ´ ᛉᛁᛖᛚ ᛁᛊᛏ, ᛊᛟᚡᛁᛖᛚ ᛉᛖᛁᛏ ᛉᚢ ᚺᚨᛒᛖᚾ,
ᚢᛗ ᛟᚺᚾᛖ ᚺᚨᛊᛏ, ᚷᛖᛚᚨᛊᛊ´ᚾᛖᚱ ᚱᚢᚺᛖ ᚡᛟᛚᛚ,
ᚷᚨᚾᛉ ᛉᚢ ᛖᚾᛏᚠᚨᛚᛏᛖᚾ ᛗᛖᛁᚾᛖᛊ ᚷᛖᛁᛊᛏᛖᛊ ᚷᚨᛒᛖᚾ
ᚨᛗ ᚹᛖᚱᚴ, ᛞᚨᛊ ᚨᛚᛚᛖᚾ ᚹᛖᛁᛏᛖᚱᚺᛖᛚᚠᛖᚾ ᛊᛟᛚᛚ!

ᛞᛟᚲᚺ ᚾᛁᚲᚺᛏ ᛞᚨᛊ ᚨᚾᛖᚱᚴᚨᚾᚾᛏᛊᛖᛁᚾ ᛁᛊᛏ ᛗᛁᚱ ᚹᛁᚲᚺᛏᛁᚷ;
ᛁᚲᚺ ᛚᛖᚱᚾᛏ´ ᛁᛗ ᛊᚲᚺᚨᛏᛏᛖᚾ ᛚᛖᛒᛖᚾ ᛟᚺᚾᛖ ᛚᛖᛁᛞ ...
ᛞᛁᛖ ᛖᛁᛏᛚᛖ ᛊᚢᚲᚺᛏ ᚾᚨᚲᚺ ᚱᚢᚺᛗ ᛁᛊᛏ ᛚᚨᚲᚺᚺᚨᚠᛏ ᚾᛁᚲᚺᛏᛁᚷ:
ᛞᚨᛊ ᚹᚨᚺᚱᛖ ᚢᚱᛏᛖᛁᛚ ᛊᛈᚱᛁᚲᚺᛏ ᛞᛖᚱ ᚾᚨᚲᚺᚠᚨᚺᚱ´ᚾ ᛉᛖᛁᛏ!

ᚡᛖᚱᛊᚲᚺᚹᛟᚱᛖᚾ ᚺᚨᛒ´ ᛁᚲᚺ ᛗᛁᚲᚺ ᛞᛖᚱ ᚹᛖᛚᛏ ᚡᛟᚾ ᛗᛟᚱᚷᛖᚾ,
ᚨᛚᛊ ᛈᛁᛟᚾᛁᛖᚱ ᛗᛁᛏ ᚢᚾᛞᚨᚾᚴ ᛟᚠᛏ ᛒᛖᛚᛟᚺᚾᛏ.
ᛞᚨᛊ ᛊᚲᚺᛟᛈᚠᛖᚱᛁᛊᚲᚺᛖ ᛏᚺᚱᛟᚾᛏ ᛟᛒ ᚺᚨᚱᛗ ᚢᚾᛞ ᛊᛟᚱᚷᛖᚾ,
ᚹᛖᚾᚾ ᚾᚢᚱ ᛞᛖᛗ ᚹᛁᚱᚴᛖᚾ ᛉᚢᚴᚢᚾᚠᛏ ᛁᚾᚾᛖᚹᛟᚺᚾᛏ!

ᚺᛖᛁᚾᚱᛁᚲᚺ ᚨᚾᚨᚲᚴᛖᚱ

Neues vom alten Feind

Erzbischof zum Druiden geweiht

Rowan Williams (52), Erzbischof von Wales und neuerdings Primas der anglikanischen Staatskirche, ist in einer Jahrhunderte alten keltischen Zeremonie zum Druiden geweiht worden, berichtet die BBC. Williams befindet sich damit in der prominenten Gesellschaft etwa der jüngst verstorbenen Königinmutter, des Schauspielers Richard Burton und des früheren britischen Premierministers David Lloyd George

Vor der Zeremonie hatten konservative Kreise der anglikanischen Kirche die Teilnahme Williams' kritisiert. Der künftige Erzbischof von Canterbury habe die Außenwirkung auf nicht-walisische Kirchenmitglieder zu bedenken, hieß es. „Wenn die Leute sich die Texte und Lieder genau angesehen hätten, hätten sie einen sehr christlichen Gottesdienst gesehen“, wies Williams die Vorwürfe zurück.

Millionenverluste mit dem „Osservatore Romano“ und Radio Vatikan

Der Vatikan könnte seine Verlust bringenden Medienaktivitäten einschränken. Das sagte der für die Finanzen des Kirchenstaates zuständige Kardinal, Sergio Sebastiani, in einem Interview des „Spiegel“. Die Tageszeitung „L'Osservatore Romano“ und Radio Vatikan hätten im vorigen Jahr mehr als 20 Millionen Euro Verlust erwirtschaftet, sagte Sebastiani. „Das geht auf Dauer nicht, da müssen wir etwas tun.“

„Wir überlegen derzeit zum Beispiel, ob man die Zahl der Sprachen, in der ‚L'Osservatore Romano‘ erscheint, reduzieren, oder ob man manche Radioprogramme preiswerter produzieren kann“, sagte der Kardinal. Die vatikanischen Medien würden auch in Zukunft auf Werbung verzichten, auch wenn diese, beispielsweise von Coca-Cola, viel Geld bringen könnte. „Wir wollen das auch künftig lieber nicht“, sagte Sebastiani.

Radio Vatikan, mit Programmen in etwa 60 Sprachen einer der größten Rundfunksender der Welt, ist traditionell der größte Verlustbringer für den im Herzen Roms gelegenen Kirchenstaat. Im Vorjahr hatte der Vatikan zum ersten Mal seit acht Jahren wieder ein Defizit registriert.

Vor allem die Krise an den Börsen hinterließ ein Haushaltsloch von rund 3,5 Millionen Euro. Im Jahr 2000 war noch ein Überschuß von neun Millionen Euro erwirtschaftet worden.

Afrikanische Klänge in der Ahrensböker Marienkirche

Teil drei des Projektes „Mensch-Kunst-Kirche“ in Ahrensbök: am Sonntag, 29. September 02, spielte ab 11 Uhr in der evangelischen Marienkirche die Gruppe Afrikaner.de. Die afrikani-



schen Darbietungen wurden „als ein Kirchenkonzert der ganz besonderen Art“ angekündigt.

Afrikanische und deutsche Musiker haben gemeinsam afrikanische Kunst und europäische Klassik in merkwürdiger Art und Weise zusammenzubringen versucht. So wurden Johann Sebastian Bach und Bob Marley mit afrikanischen Trommeln und Kirchenorgel musikalisch vereint. Prokofieffs Romeo und Julia erklangen mit afrikanischen Gesängen, und Beethovens fünfte Sinfonie explodierte in einem rhythmischen Trommelfeuerwerk. Die Veranstalter: „Der Gruppenname Afrikaner.de ist nicht etwa eine Internetadresse, auf der afrikanische Musik und Bilder der Gruppe zu hören und zu sehen sind. Vielmehr verbirgt sich darin das Wortspiel ‚Afrika und die Erde‘. Dieser Zusammenhang zieht sich wie ein roter Faden durch das Konzertprogramm. Gleichzeitig ist das afrikanische Orgelkonzert eine musikalische Hommage an Bischof Desmond Tutu und an Dr. Albert Schweitzer.“

In Berlin Entsetzen über Antisemitsmus

In Berlin haben sich führende Vertreter von Politik und Kirchen entsetzt über antisemitische Beschimpfungen gegen den Vorsitztenden der Jüdischen Gemeinde, Alexander Brenner, gezeigt. Bei seiner Ansprache zur Rückbenennung einer Spandauer Straße in „Judenstraße“ waren aus einer Menge von 40 Menschen Buhrufe, Pfiffe sowie „Juden raus“-Rufe ertönt.

Der Präsident des Abgeordnetenhauses Momper (SPD) nannte den Vorfall eine „Schande“. „Wir sind an einem Punkt angekommen, wo es kaum noch Hemmschwellen gibt“, so der Antisemitismusforscher Wolfgang Benz von der Technischen Universität.



Jeder, der schon einmal den bekannten Freizeitpark „Panorama-Park“ im Sauerland besucht hat, kennt wahrscheinlich diese Ortsbeschilderung. Ein Schelm, wer Böses dabei denkt …



In voller Pracht hat der Julbock von Gaevle heuer das neue Jahr erlebt: Meist wird der riesige Ziegenbock aus Stroh, seit 1966 ein vorweihnachtliches Wahrzeichen der schwedischen Kleinstadt, von Gewalttätern vorzeitig zerstört. Zuletzt blieb er 1997 so lange stehen.



Schnelles Echo

Der kleine Jens hilft dem Pfarrer beim Bau eines Hühnerstalls. Nach getaner Arbeit überreicht ihm der Geistliche einen Umschlag: „Das ist für deine Mühe!“

Aufgeregt reißt der Junge das Papier auf und findet einen Zettel: „Du bist Gottes Sohn, du brauchst keinen Lohn!“

Zwei Tage später sind alle Hühner verschwunden, an der Stalltür ist ein Zettel: „Du bist Gottes Diener und brauchst keine Hühner!“

Nachrichten

So lügen sie alle Tage

Das linke FORMAT brachte einen Bericht über Leni Riefenstahl mit der Behauptung, sie hätte in einem ihrer Filme mit einer Gruppe von Zigeunern getanzt, die anschließend nach Auschwitz deportiert worden seien.

In Folge 52/99 antwortet Leni Riefenstahl:

„‚In einer Szene tanzt Riefenstahl mit einer Zigeunertruppe, die später nach Auschwitz deportiert wurde.‘ Dies ist eine schwerwiegende Beleidigung und Verleumdung. Das Amtsgericht München hat dies bereits in einem Urteil vom 30.11.1949 bewiesen. Die angeblich nach Auschwitz deportierten Tieflandzigeuner sind seinerzeit persönlich zu den Gerichtsverhandlungen erschienen und bestätigten, daß sie nie in Auschwitz deportiert waren und von der Produktion und mir außergewöhnlich gut und zuvorkommend behandelt wurden. Im Laufe der damaligen Untersuchungen konnte ich dem Gericht auch Briefe vorlegen, in denen sich einige bei der Produktion mitwirkende Zigeuner ‚für die schönste Zeit ihres Lebens‘ herzlich bedankten.“

Leni Riefenstahl, 82343 Poecking

Ermittlung gegen Leni Riefenstahl

Wegen des Verdachts der Volksverhetzung und der Verunglimpfungdes Andenkens Verstorbener ermittelt die Frankfurter Staatsanwaltschaft gegen Leni Riefenstahl. Wie die Strafbehörde am Donnerstag, dem 100. Geburtstag der Regisseurin bestätigte, prüft sie eine Aussage Riefenstahls zu den in ihrem „Tiefland“ als Komparsen eingesetzten Sinti und Roma. So hatte Riefenstahl im April dieses Jahres in einem Interview mit dem Magazin der „Frankfurter Rundschau“ erklärt: Alle „Zigeuner“, die in dem Film mitspielen, habe sie nach Kriegsende wiedergesehen; keinem einzigen sei etwas passiert. Der Verein Roma e.V. hält diese Aussage, wie er auf einer Pressekonferenz in Köln mitteilte, für „Holocaustleugnung“. *Im Extremfall drohen der 100jährigen fünf Jahre Haft.*

Schwerttanzgruppe im Aufbau

Schon Tacitus berichtet über germanische Schwerttänzer. In England und in einigen Teilen Deutschlands hat sich die Überlieferung bewahrt, und wir wollen daran anknüpfen. Männer, die mitwirken möchten, melden sich bei Wolfgang Dünkel, Postfach 2 48, 71350 Winnenden.

Eigenes Archiv statt Fernsehen

Für diejenigen, die es leid sind, sich von öffentlichen und privaten Medien über das Fernsehgerät mit Lügen und Hetze gegen unser eigenes Volk berieseln zu lassen, gibt es neuerdings eine Möglichkeit, sich diesem entziehen:

In Zusammenarbeit mit der Friedrich-Wilhelm-Murnau-Stiftung (die fast alle

Rechte auf alte deutsche Filme hat) wird zur Zeit von einer Dortmunder Firma ein Filmarchiv auf DVD veröffentlicht, welches zuvor noch nie komplett auf DVD oder VHS erschienen ist. Dabei handelt es sich um deutsche Filmproduktionen aus den Jahren 1930 bis 1960. Geplant sind jedes Jahr 30 bis 40 Titel. Durch die heute zur Verfügung stehenden technischen Möglichkeiten sind diese digitalen Versionen der Filme von einer Qualität, die es nie vorher gegeben hat.

Bisher erschienen sind vor allem auch einige Filme von Veit Harlan, wie z.B. Der Große König (ungekürzte Fassung!), Die Goldene Stadt (einem der ersten deutschen Farbfilme), Immensee, Verwehte Spuren usw., sowie viele Filme mit Schauspielern wie Heinz Rühmann, Hans Albers und Hans Moser sowie Leni-Riefenstahl-Produktionen.

Wer dazu neigt, sich wirklich nur derartig gute Filmproduktionen sowie Dokumentationen anzusehen, steht sich auch finanziell besser dabei, einen eventuell vorhanden Kabelanschluß abzumelden und sich nach und nach ein eigenes Filmarchiv anzulegen. Für die Kosten, die ein solcher Anschluß im Monat mittlerweile kostet, könnte man sich monatlich 1 bis 2 Filme aus deutschen Produktionen in hervorragender Qualität zulegen, ohne sich dann noch über das schlechte Fernsehprogramm aufregen zu müssen.

Jürgen Mosler



Dieses 12 Meter lange und 2,5 Meter breite Wikingerschiff (von eimem Schiffsbaumeister mit Hilfe von ABM-Kräften vor zwei Jahren aus echtem Holz hervorragend nachgebaut) schwimmt mittlerweile jedes Jahr zwischen Mülheim/Ruhr und Kettwig für Touristen (die natürlich selber 4-5 Stunden mitrudern müssen).

Gemeingermanischer ergänzter Futhark:

A B C D E F G H I J K L M N O P Q R S T U V W X Y Z Ä Ö Ü

Die Artgemeinschaft – Germanische Glaubens-Gemeinschaft wesensgemäßer Lebensgestaltung e.V. ist die größte heidnische Gemeinschaft Deutschlands (dazu noch Mitglieder in anderen germanischen Völkern) mit tiefreichenden Wurzeln. Sie wurde 1951 gegründet und vereinigte sich 1965 mit der Nordischen Glaubensgemeinschaft e.V., die 1928 gegründet worden war und sich 1954 in Nordisch-religiöse Gemeinschaft umbenannt hatte. Mit den bereits 1924 gegründeten Nordungen fand 1983 die Vereinigung statt. In der Artgemeinschaft wird ferner das Gedankengut der 1913 von Ludwig Fahrenkrog gegründeten Germanischen Glaubens-Gemeinschaft (GGG) fortgeführt und weiterentwickelt, nachdem diese 1957 ihre Tätigkeit eingestellt hatte, im Vereinsregister gelöscht wurde, und die Reste ihrer aktiven Mitglieder zur Artgemeinschaft bzw. Nordisch-religiösen Gemeinschaft gekommen waren.

Wir können auf eine jahrzehntelange Erfahrung bei der Neugestaltung eines uns gemäßen Glaubens verweisen, da wir die älteste germanisch-heidnische Glaubensgemeinschaft mit durchgängigem Wirken sind. Bei uns finden Sie nicht nur ein reges Gemeinschaftsleben auf den regelmäßig wiederkehrenden Gemeinschaftstagen, sondern über die „Nordische Zeitung“, zwei Schriftenreihen, eine Buchreihe sowie Einzelschriften auch eine geistige Auseinandersetzung mit dem Christentum, Darstellung alter Bräuche und die Durchformung eines arteigenen Glaubens. Wegen der großen Nachfrage sind von zahlreichen Veröffentlichungen, die wir herausgebracht haben, viele bereits vergriffen. Nur wenn Sie laufend mit uns Verbindung pflegen, können Sie mithin sicher sein, auch alle neuen Veröffentlichungen von uns zu bekommen.

Sie haben drei Möglichkeiten, mit uns in Verbindung zu bleiben, wozu Sie bitte einen Vordruck bei uns anfordern.

- Die am wenigsten verpflichtende ist, daß Sie die NORDISCHE ZEITUNG für 18,– € einschließlich Versand jährlich bestellen.
- Wenn Sie auch zu Tagungen eingeladen und über die gemeinschaftsinneren Angelegenheiten im Bild sein wollen, aber nicht aus einer Bekenntnis- oder anderen Religionsgemeinschaft austreten oder sich noch nicht neu binden möchten, können Sie FÖRDERER werden. Als Förderer bezahlen Sie einen Beitrag nach Selbsteinschätzung, mindestens aber 55,– € im Jahr, worin der kostenlose Bezug der Nordischen Zeitung, unseres Gefährtschaftsbriefes und unserer Flugblätter, ferner der Neuerscheinungen der „Schriftenreihe der Artgemeinschaft“ enthalten ist.
- Wenn Sie keiner Bekenntnis- oder Religionsgemeinschaft angehören und sich neu binden wollen, das „Artbekenntnis“ und das „Sittengesetz unserer Art“ voll bejahen sowie überwiegend nordisch-fälische Menschenart verkörpern, können Sie Antrag auf Aufnahme als MITGLIED in die Artgemeinschaft stellen. Sie zahlen einen Monatsbeitrag (nach Selbsteinschätzung) in Höhe von mindestens 1 % des Nettoeinkommens. Mindestbeitrag ist ein Betrag von 5,– € je Monat. Im Mitgliedsbeitrag eingeschlossen ist die kostenlose Lieferung der Nordischen Zeitung und des Gefährtschaftsbriefes, unserer Mitteilungen und Flugblätter, von Neuerscheinungen der „Schriftenreihe der Artgemeinschaft“ und der Reihe „Werden und Wesen der Artreligion“. Die Mitglieder der Artgemeinschaft sind gleichzeitig Mitglied im Familienwerk, das einen Familienlastenausgleich erstrebt, Beitrag: gestaffelt (von € 0,– bei drei Kindern bis € 95,– bei kinderlos jährlich, Ermäßigung möglich). Mit Eingang Ihres Antrages auf Aufnahme werden Sie zunächst im Regelfall ein Jahr als Anwärter bis zur endgültigen Entscheidung über Ihre Mitgliedschaft geführt und haben in dieser Zeit bereits die Beiträge zu zahlen, erhalten andererseits die für Mitglieder bestimmten Leistungen mit Ausnahme der Mitteilungen. Die Entscheidung über Ihre Aufnahme fällt im Regelfall erst, nachdem Sie einen unserer Gemeinschaftstage besucht haben, und sowohl Sie als auch wir feststellen konnten, ob wir zueinander gehören. Wenn Sie aufgenommen wurden, haben Sie eine einmalige Aufnahmegebühr in Höhe von 30,– € zu zahlen, wofür Sie die Mitgliedsnadel, nach unserer Wahl einige noch lieferbare Schriften aus unseren Schriftenreihen und einen früheren Jahrgang der Nordischen Zeitung erhalten.